

DAS  
SKATOLOGISCHE ELEMENT  
IN LITERATUR,  
KUNST  
UND VOLKSLEBEN  
VON  
DR. PAUL ENGLISCH  
BERLIN

\*

*Dal sito [www.mori.bz.it](http://www.mori.bz.it)*



1 9 2 8

---

J U L I U S P Ü T T M A N N  
VERLAGSBUCHHANDLUNG, STUTTGART

**Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten**  
**Copyright 1928 by Julius Püttmann, Verlag, Stuttgart**  
**Hergestellt in der Offizin von Stähle & Friedel**  
**Typographische Anordnung von Paul Gunkel, beide in Stuttgart**

## Einleitung

Eine Geschichte der Skatologie ist noch nicht geschrieben, wird wohl auch nie geschrieben werden. Die wenigsten trösten sich mit Vespasians Wort: Non olet! Die Materie ist auch nicht dazu angetan, ein jedes Faktum genau zu rubrizieren und auf eine bestimmte Formel zu bringen. Nichts ist ja lächerlicher und langweiliger, als die trockene Wissenschaftlichkeit auch bei Materien in Anwendung zu bringen, die sich ihrer ganzen Natur nach nur dazu eignen, durch eine, ach so verpönte, journalistische Behandlungsweise auf gefällige Manier Erklärungen unbekannter Phänomene zu vermitteln, mit anderen Worten, die Skatologie hat nur einen Reiz, wenn durch Plaudern und Erzählen von Anekdotenkram der Leser zu den tieferen Wurzeln des menschlichen Gefühlslebens geführt wird, wenn er über Zusammenhänge aufgeklärt wird, die für ihn bisher eine terra incognita oder vielmehr male cognita gewesen sind. Viele Schriftsteller haben das Skatologische gehegt und gepflegt, haben es nicht verschmäht, ein übelduftendes Reis aus dem verwilderten und mit Abfallprodukten gedüngten Abladeplatz zu pflücken, auf dem die Endergebnisse eines gesegneten Stoffwechsels gelandet sind, um von da aus den Kreislauf des Werdens und Vergehens von neuem zu beginnen. Unsere besten Geisteshelden haben es nicht für zu gering erachtet, mit behaglichem Schmunzeln die Nüstern zu blähen, um wenigstens einen Atemzug dieser köstlichen Stickluft in sich aufzunehmen. An eine Sammlung der einzelnen Fakta ist man noch nicht gegangen. Diese Lücke klafft, sie klafft entsetzenerregend und harret der ordnenden Hand. „O braver Mann, braver Mann, zeige dich!“ Was ich bringe, sind Bausteine, deren sich ein großer Geist bedienen soll, um ein Haus zu zim-

mern, dem man schon von weitem seine Bestimmung ansehen oder besser anriechen wird, an dem aber unsere Systematiker ihre helle Freude haben werden. Er sei gesegnet! Wir sprechen im folgenden kurzweg von skatologischen Anekdoten, Redensarten, Geschichten usw. und müssen deshalb zunächst erklären, was wir darunter zu verstehen haben. Bloch<sup>1</sup> definiert Skatologie als die fast immer sexuell betonte Rolle des Endprodukts des menschlichen Stoffwechsels und der damit verbundenen Vorgänge im Folklore, im Mythos, Aberglauben und in der Literatur aller Völker und Zeiten! Aber wie so viele der Blochschen Definitionen ist auch diese seiner selbstherrlichen apodiktischen Manier entsprungen, das letzte und entscheidende Wort gesprochen zu haben. Die Sexualität ist nicht so sehr entscheidender Faktor. Wie wir zu beobachten vielfach Gelegenheit haben werden, ist es gerade das Lächerliche der Erscheinung, der bewußt oder unbewußt empfundene Gegensatz zwischen dem ideellen Schein und dem höchst realen Sein, was die ungewollte komische Wirkung auslöst. Die sexuelle Wurzel dagegen ist nicht sehr ins Kraut geschossen. Viel eher spielen Aberglaube, Kult, Indifferentismus, Protest gegen die Zimperlichkeit eine große Rolle, und die widerstreitenden Meinungen für und gegen kommen in den geistigen Produkten zum Ausdruck. Wagen wir uns also an eine Definition, so können wir sagen: *Skatologie ist die Literatur, die sich in irgendeiner Weise (ausgenommen die Medizin) mit den Endprodukten der menschlichen Ernährung beschäftigt.* Welche Gründe nun dafür maßgebend sind, ist gleichgültig, die Tatsachen allein entscheiden.

---

<sup>1</sup> Beiträge zur Psychopathia sexualis, Dresden 1903, II, 228.

## I. Ansichten über die Entleerung. Verschiedenartiges Schamgefühl

Genau betrachtet, ist der Ekel, den ein natürlich denkender Mensch vor dem Kot oder Urin empfindet, unnatürlich. Denn tatsächlich ist das Endprodukt der Verdauung nur ein Glied im Prozesse des Werdens und Vergehens. Die Pflanzen erfreuen zuerst unser Auge, parfümieren die Luft und erquicken unsere Nase, dann schmücken sie unsere Tafel, befriedigen unsern Magen, passieren unsern Darm, und schließlich düngen sie wieder das Feld, dem sie entstammen. Eine ähnliche Metamorphose wird auch in einem alten lateinischen Gedichte geschildert (vgl. Dornavii, Amphitheatrum I 3/4g: De furno et Latrina):

*Cuncta quidem variant formam, sed nil perit: illinc  
Huc venit, hinc illucitque reditque cibus.  
Triticeo motitum pistumque e semine panem  
Ardensi fornax concavus igne coquit.  
At fumo coctum, stomachoque gulaque voratum,  
Egestumque culo servo latrina cibus.  
Vertuntur panes in stercora; at illa per agros  
Sparsa iterum fiunt pinguis et alma ceres.  
Collecto rursum coquitur de semine panis,  
Atque ita consumptum reddo latrine cibus.  
Debetur, fateor, patulo sua gloria furno,  
Sed tanta aut major gratia habenda mihi est.*

Wir haben also tatsächlich keinen Grund, uns unserer Gottähnlichkeit zu rühmen und naserümpfend uns von

den Kakteen menschlicher Herkunft wegzuwenden. *Moszkowski*<sup>1</sup> sagt treffend: „Es bleibt schon dabei, daß wir verurteilt sind, Ekel zu empfinden und den Ekelstoff am unpassendsten Ort hervorzubringen: und in welchen Mengen! Drei Pfund täglich beim erwachsenen Menschen! Aber freilich, die Natur hat uns in allen vitalen Dingen so wenig verwöhnt, daß wir über dem Grundgefühl: ‚Es schmeckt‘, die schauerhafte Grundbedingung vergessen, unter welcher das Schmecken zustande kommt. Wie wir ja auch das Vergnügen eines gesegneten Stuhlganges mit der nämlichen Herzlichkeit begrüßen.“ Und er hat nicht so unrecht, denn was ißt der Mensch auch alles! Nicht einmal vor dem Kot selbst macht er halt. Schnepfendreck gilt den Feinschmeckern als erlesenste Delikatesse. *Paullini* sagt in seiner berühmten „Dreckapotheke“:

„Dreckfresser sind wir alle. Alle Speisen und Früchte sind mit allerley Thiere und Gewürme Unflat besudelt. Was vor Ungeziefer beschmeißt nicht das Garten-Obst! Gehe doch zum Fleisch-Bänken und siehe, wie häßlich die Fliegen das Fleisch zurichten. Kleine Fische essen wir mit Koth, eben wie Krammetsvögel, und lecken die Finger danach. Fressen nicht alle Fische tote Äser, und wir die Fische, folglich Dreck? Ezechiel sollte Gerstenkuchen mit Menschen-mist backen, als er sich aber dessen beschwerte, ließ ihm der Herr Kuh-mist zu. Einem Schwein ist jeder Dreck angenehm, wir essen's hinwieder, samt dem Unflat, und dünken uns, gute Schnabelweide gehabt zu haben. Von rozichten Schnecken gar nicht zu gedenken. Fürsten und Herren geben wir morsulos magnamimitatis, von Hahnen- und anderen Hoden bestehende, den Bettprunzern: vulvam suillam. Summa:

---

<sup>1</sup> Die Welt von der Kehrseite. Hamburg-Berlin 1920, S. 64.

ein Mensch vom Scheitel bis zu den Fersen ist ein rechter Sack voll Dreck.“

Würden wir aus dieser Erkenntnis heraus die Konsequenzen ziehen, so müßte der Mensch sich des Essens wegen schämen, denn dadurch macht er sich bzw. seinen Magen zur Ablade-, zur Friedhofstätte für organische und anorganische Substanzen und schafft dadurch erst die Vorbedingung für die Entleerung, letztere bildet also das Korrektiv für eine ästhetisch nicht einwandfreie Handlung. Und tatsächlich finden wir diese Auffassung auch bisweilen vertreten. *Montaigne* berichtet<sup>2</sup>: „Ich kenne eine Dame, und zwar eine der Vornehmsten, welche der Meinung ist, das Käuen mache einen unangenehmen Übelstand, der ihrer Anmut und ihrer Schönheit viel benehme, und sich auch nicht gern öffentlich sehen läßt, wenn sie Eßlust hat. Auch kenne ich einen Mann, der es nicht ausstehen kann, andere essen zu sehen, noch sich selbst beim Essen sehen zu lassen, und wenn er sich anfüllt, alle Zuschauer sorgfältiger vermeidet, als wenn er sich ausleert.“

*Montaigne* bucht diese Tatsache als Merkwürdigkeit, aber sie bezeugt nur, daß der Betreffende ein Mann von Geschmack ist, wenn er den Geschmack perhorresziert, und die Leitsätze, die neuerdings „*Der Zwiebelfisch*“<sup>3</sup> aufstellt, wird jeder feinfühlig Mensch vollinhaltlich unterschreiben: „Das Essen und Trinken zum Zwecke der Sättigung sollte man entschieden ebenso wie die sonstigen animalischen und Verdauungsfunktionen hinter verschlossenen Türen verbannen. Gemeinsames Tafeln erscheint mir wenigstens nur dann ästhetisch gerecht-

---

<sup>2</sup> Michael Montaignes Gedanken und Meinungen über allerley Gegenstände. Ins Deutsche übersetzt. Berlin, bey F. T. Lagarde 1794. Fünfter Band, S. 241.

<sup>3</sup> 4. Jahrgang, S. 193.

fertigt, wenn es sich um Diners, Festessen, kurz, um jene Sorte von Schlemmereien handelt, die Unterhaltung, Stimmungserhöhung, persönliche Annäherung, Reize der Gourmandise usw. bezwecken. Wobei Voraussetzung ist, daß nur Menschen mit gleichen Tafelsitten dabei vereinigt werden. Sonst aber! Man lege einmal bitte die alles verwischende Brille der Gewohnheit ab, beobachte prüfend und objektiv hungrige Schweine am Trebertroge und gleich darauf speisende Menschen an einer Table d'hôte, im Speisewagen oder gar im Theater während der großen Pause! Einen Unterschied wird man gemeinhin nur darin finden, daß die feinfühligere Schweine sich bei der unappetitlichen Verrichtung nicht auch noch anschauen und mit vollen Rüsseln einander Witze zuzunzen.“

Die von der Kultur noch nicht allzu sehr Beleckten sind in dieser Hinsicht wohl bessere Menschen. Bei den Orientalen ist der Vornehmste, der allein speist. Der türkische Sultan hatte bei seinem Mahle keinen Zeugen. Gab Sultan Abd ul Hamid II. europäischen Fürstlichkeiten oder Diplomaten ein Festessen, so nahm er wohl an der Tafel Platz, berührte aber selbst keine Speise in Gegenwart der Fremden.

Von den brasilianischen Bororo berichtet der bekannte Forschungsreisende Karl von den *Steinen* eine bezeichnende Anekdote<sup>4</sup>:

„Am Abend bot mir Tumayaua draußen auf dem Platz, wo wir Männer plaudernd bei dem Mandickagestell standen, ein Stück Fisch an, das ich hochofrennt sofort verSpeisen wollte. Alle senkten die Häupter, blickten mit

---

<sup>4</sup> Unter den Naturvölkern Zentralbrasilien. Reiseschilderung und Ergebnisse der zweiten Schinguexpedition 1887—1888, Berlin 1894, S. 66—67.

dem Ausdruck peinlichster Verlegenheit vor sich nieder oder wandten sich ab, und Podeko deutet nach meiner Hütte. Sie schämten sich. Erstaunt und betroffen ging ich in das Flötenhaus, den Fisch zu verzehren. Ich hatte die Mahlzeit noch nicht beendet, als Kule Kule eintrat. Mit einem Gesicht, das deutlich sagte: Ah, Sie sind noch nicht fertig! setzte er sich nieder auf den Boden, schweigend, abgewandt und mit gesenktem Kopfe und wartete... Als Paleko mir den Topf mit kleinen Fischen brachte, waren wir beide allein im Flötenhaus, er kehrte mir den Rücken zu und sprach kein Wort während der langen Zeit, die ich mit den Gräten kämpfte. Ich gab Tumayaua von unserem Bohnengericht. Er nahm die Portion und ging bis zu seinem Hause, wo er sich hinsetzte, aß und zwischendurch, aber ohne den Kopf zu wenden, herüberrufend sich auch an unserer Unterhaltung beteiligte. Er hatte sich also mit voller Absicht entfernt... Ehrenreich hat später bei den Karaja am Araguay etwas Ähnliches gefunden: Die Etikette verlangt, daß jeder, von dem andern abgewendet, für sich ißt. Wer dagegen verstößt, muß sich den Spott der übrigen gefallen lassen.“

Der Durchschnittseuropäer, dem das Folklore ein Buch mit sieben Siegeln ist, wird dieser gewiß zu billigen Sitten der „unkultivierten“ Neger vielleicht verständnislos gegenüberstehen und ihre Anschauungen als rückständig belächeln, und doch bezeugt gerade dieses Anstandsgefühl, das diesen nichtzivilisierten Völkern innewohnt, ein zartes Empfinden. Andere Völker, andere Sitten! Was dem einen Volke ganz natürlich erscheint, erregt die Verwunderung des andern. Unter dem Schah Fesh Ali fragte deshalb einmal der Großwesir den englischen Gesandten, „weshalb die Eu-

ropäer stehend pissen und nicht hockend wie die Orientalen, und weshalb sie sich den Hintern mit Papier abwischen, anstatt ihn wie die Moslems mit Wasser zu reinigen. Der entsetzte Brite, befangen in seiner engherzigen Ansicht von Schicklichkeit, schnauzte den armen Großwesir an und fertigte ihn derb ab“<sup>5</sup>. Der neugierige Großwesir hätte sich an Beroalde de Verville wenden sollen, der ihm die Antwort nicht vorenthalten hätte. „. . . Sie hätte es wie das Fräulein von Saumur machen sollen, die so haushälterisch ist, daß sie es zu zwe Malen mit einem Arschwisch macht. Nachdem sie sich nämlich das erstemal den A. gewischt hätt, steckt sie das Papier in den Täschlein, allwo sie das Zuckerwerk für die Pagen birgt, so in den Täschlein der Damen herumwühlen, um Schleckereien zu suchen, wie du soeben sagtest.“

„Pfui, ich glaube, das ist der Grund, weswegen die Türken sich den A. nit mit Papier wischen, maßen sie Liebhaber von Naschwerk sind, und so sie dann das Gelüsten überfiele, täten sie dann in den Täschlein der Damen kotig Papier finden.“

„Du hast recht gesprochen . . . Ich werde euch den Grund sagen, weswegen sich die Türken nit den A. mit Papier wischen, es ist aus Furcht, dieses Papier könnte eine geistliche Bulle sein oder etwelcher Bericht der Konsistorii oder ein Beschluß des Kapitels. Und wofern man sich von ohngefähr damit über den Hintern gefahren wäre, so bekäme man des zweifellos Hämorrhoiden, so die Türken baß fürchten, maßen sie glauben, daß die Seele im Blute wäre, und daß — wofern das Blut dergestalt durch den A. flösse — ihre Seele ganz nackt würde“<sup>6</sup>.

---

<sup>5</sup> Dr. J. E. Polak, Persien, Leipzig, I, 67.

<sup>6</sup> Beroalde de Verville, Der Weg zum Erfolge. Deutsch von Spiro. Berlin 1914.

Die Defäkation vor andern zu verrichten, gilt bei den Äthiopiern als Schande. Männer wie Frauen waschen sich sowohl nach der Defäkation wie nach der Miktion die betreffenden Partien. Ohne ein Gefäß mit Wasser geht kein Moslim an dieses Geschäft. Ist kein Wasser zur Hand, wie zum Beispiel bei der Reise, muß ein Stein oder Sand genügen. Nach dem Urinieren wird in diesem Falle die Eichel mit dem ersten besten Stein gerieben. Diese figürliche Waschung wird auch in voller Öffentlichkeit und immer mit der rechten Hand vorgenommen, da die linke als unrein gilt. Die dort lebenden Christen dagegen reinigen sich nie mit Wasser, sondern mit einem Blatte oder einem Stein<sup>7</sup>.

Das Schamgefühl ist ja bekanntlich ein ganz relativer Begriff. Nur in dem Organismus „Gesellschaft“ kann es sich entwickeln, und nach deren Struktur wird es verschiedene Formen annehmen. Wo Kastengeist herrscht, wird der Niederstehende nicht als vollwertig angesehen, und in den Staaten, in denen die Hörigkeit oder Leibeigenschaft besteht, erscheint der Hörige, Leibeigene nicht als Mensch. Er ist bestenfalls etwas Indifferentes, das nicht zählt, das man nicht beachtet, vor dem man sich keinen Zwang anzutun braucht. Einen trefflichen Beweis für das eben Gesagte bietet uns folgende Anekdote: „Eine russische Dame ging mit einer Französin spazieren, und zwei große Bedienten folgten ihnen nach. Auf einmal rief ihnen die Dame, ließ sich von ihnen unter den Armen fassen und entfernte sich ein wenig vom Wege. Hier ließ sie sich hinter einem Gesträuch durch ihre zwei Pagen die Röcke aufheben und verrietete, von ihnen gehalten, ein dringendes Bedürfnis. Die Französin konnte es nicht unterlassen, ihr ihre Ver-

---

<sup>7</sup> Friedrich J. Bieber in *Anthropophytheia*, VII, 231.

wunderung und Mißbilligung zu erkennen zu geben, daß sie sich nicht schämte, ein solches Geschäft zwischen zwei Männern zu verrichten. Wie? antwortete die russische Dame, es sind ja meine Sklaven, sie sind mit mir erzogen worden, sie sollten sich nur einmal den Gedanken einfallen lassen, daß ich noch etwas anderes habe als einen Rock, oder sich gar einbilden, daß ich für sie Frau und sie für mich Männer sind!<sup>8</sup>“

Diese Frau, gewiß eine Dame der „guten“ Gesellschaft, stand in ihrer geistigen Entwicklung auf der Stufe der Kinder, die in ihrer naiven Natürlichkeit noch keinen Abscheu vor den Ausscheidungen hegen, den ihnen erst die Erziehung einimpft. So mancher hat wohl schon die Beobachtung gemacht, die ein französischer Memoirenschreiber in die Worte kleidet: „Ich habe Kinder beobachtet, die oft eine Viertelstunde bei ihren Exkrementen verweilen und zuweilen mit einem Stecken darin herumstocherten. Sie zeigten dabei die gleiche Aufmerksamkeit und denselben Ernst wie die alten Auguren, die in die Geheimnisse der Völker zu dringen glaubten, wenn sie in den Eingeweiden erschlagener Feinde herumwühlten. Die Entfernung, die man zwischen sich und seinen Ausscheidungen zu legen sich bemüht, entspringt keinem natürlichen und verständlichen Gefühl, darüber sind sich die Gelehrten einig. Dasselbe will wohl auch Marc Aurel ausdrücken, wenn er sagt, daß der Riechende jeden Geruch ertragen, der Weise vor keinem Sinneseindruck zurückschrecken soll<sup>9</sup>.“

---

<sup>8</sup> Geheime Nachrichten über Rußland unter der Regierung Katharins II. und Pauls I. Ein Gemälde der Sitten des Petersburger Hofes gegen das Ende des 18. Jahrhunderts (von Major Masson). Zweiter Teil. Paris 1800, S. 194, Note 9.

<sup>9</sup> *Mémoires de l'Académie des Sciences, inscriptions, belles lettres, nouvellement établies. A Troyes en Champagne. A Troyes, chez*



Max Brüning

L'ART  
DE PÉTER,  
ESSAI  
THÉORIPHYSIQUE  
ET MÉTHODIQUE,

*A l'usage des Personnes constipées, des Personnages graves & austères, des Dames mélancoliques, & de tous ceux qui sont esclaves du préjugé.*

*Suivi de l'Histoire de PET-EN-L'AIR & de la REINE DES AMAZONES, où l'on trouve l'origine des Vuidangeurs.*

Sujet du Frontispice.

---

*Et CREDITUS multos, nequens erumpere perdit;*

*Et salvas pleno quando dat ore virum.*

*Ergò si servat fugiens, jugulave recentus,*

*Omnibus hunc Medicis quis neget esse parem?*

ANONYM.



EN WESTPHALIE,  
Chez FLORENT-Q, rue Pet-en-Gueule,  
au Soufflet.

---

M. DCC. LXXVI.

Nach solchen Prinzipien handelte die Menschheit in den alten Zeiten. Der Mensch dachte nicht daran, sich vor etwas zu ekeln, das ein Stück seines Selbst ist oder war. In den südlichen Staaten Europas herrscht in dieser Beziehung noch heute eine Ungeniertheit, die für unsere Begriffe etwas Erstaunliches hat. Johann Christoph Maier sagt<sup>10</sup>: „Vom Edelmann bis zum Bettler entladet sich jeder seines Unrats auf der Stelle, wo ihn die Notdurft ankömmt. Hier sieht man einen Edelmann seine Gondel ans Land steuern und aussteigen, um das vor jedermanns Auge zu tun, was nur ins Verborgene gehört. Etliche Schritte davon sitzt ein Bettler und tut ein gleiches. Selten kommt man durch eine Straße, wo man nicht einen oder den anderen in solcher Stellung findet... Vornehmlich aber scheint die Unfläterei ihren Sitz im Palast zu St. Markus völlig aufgeschlagen zu haben. Er gleicht mehr einem Kloak als einer Residenz... Eines Morgens frühe, wo der Zulauf im Palaste sehr groß ist, stand ich an der Saaltüre des großen Rats im Gespräch mit jemandem, als ich auf einmal eine ungewöhnliche Wärme an einem Beine fühlte. Ich sah mich nach der Ursache davon um und erblickte einen Patrizier in der Weste, der sich diese Ungezogenheit ganz frei erlaubte.“ — Nicolai erzählt: „Einer unserer Postillione stieg vom Pferde, zog, vor dem Wagen bleibend, ohne weiteres die Beinkleider herunter und verriechte mit der größten Unbefangenheit, gegen uns gekehrt, seine Notdurft. Es ist uns dies schon einmal begegnet... Unfläterei ist in Italien die Losung.“ Karl

---

*le libraire de l'Académie et se trouve à Paris, chez Duchesne, libraire, rue Saint-Jacques au Temple du goût, 1756, 1377.*

<sup>10</sup> In seiner „Beschreibung Venedigs“, Leipzig 1795, Bd. II, S. 198—199.

August Mayer, der diese Stelle zitiert, erlebte selbst noch etwas Schlimmeres, indem mehrmals Damen aus bestem Stande in seiner Gegenwart und vor seinen Augen ihre Notdurft verrichteten und sogar dies ankündigten<sup>11</sup>!

Es sei hier noch des Gremus merdae der Einbrecher gedacht. Bekanntlich verrichten Gewohnheitseinbrecher am Orte der Tat oft ihre Notdurft. Soweit physiologische Ursachen dabei keine Rolle spielen und nicht die Absicht besteht, den Betroffenen zu ärgern, ist mit dieser Betätigung der Aberglaube verknüpft, daß die Täter so lange vor Überraschungen sicher sind, als der „Nachtwächter“ noch warm ist<sup>12</sup>.

Auch über die Auffassung, was als „Geruch“ und was als „Gestank“ anzusehen ist, herrscht durchaus keine Einigkeit. Albert Hagen (Iwan Bloch) hat ein ganzes Werk, „Die sexuelle Ophresiologie“<sup>13</sup>, geschrieben, in dem er den Einfluß der Gerüche auf das Sexualleben eingehend schildert. Aber seine Ansicht, daß alle Düfte mit der Sexualität des Menschen zusammenhängen, ist zu einseitig. Gewiß, in der Mehrzahl wird ein solcher Zusammenhang nachzuweisen sein. Auch die Tatsache, daß selbst die Exkremente als Reizmittel der Libido dienen, steht wohl unverrückbar fest. Wir finden hier alle Gattungen und Schattierungen vertreten, vom harmlosen Renifleur, der in den Aborten herumstreicht, da ihn der dort herrschende Duft wollüstig erregt, oder da er hofft, eine Frau im Zustande der Defäkation zu sehen, was ihm Samenabgang verschafft, bis zum Kotfresser. Einige Beispiele für viele.

---

<sup>11</sup> Vgl. K. A. Mayer, Neapel und die Neapolitaner. Oldenburg 1840, I, 324.

<sup>12</sup> Anthropophytheia, II, 442—444: Albert Hellwig, Der Gremus merdae der Einbrecher.

<sup>13</sup> 2. A., Berlin 1906.

Ein als Sonderling und Misanthrop seiner Umgebung von Jugend her bekannter Notar, der in seiner im Konvikt verbrachten Studienzeit der Onanie sehr ergeben war, regte nach eigener Erzählung seine Geschlechtslust dadurch auf, daß er eine Anzahl von ihm gebrauchter Klosettpapiere auf der Bettdecke ausbreitete, bis durch Betrachtung und Beriechung derselben Erektion eintrat, die er dann zur Onanie benutzte. Nach seinem Tode fand sich ein großer Korb solcher Papiere mit genau notiertem Datum und Jahreszahl bei seinem Bette vor<sup>14</sup>.

Ein alter impotenter Grobian hatte ein Dienstmädchen, das sich seinen Wünschen gefügig zeigte. Das ganze Vergnügen dieses Sojährigen Lüstlings bestand darin, das Mädchen zu beriechen. Der Gebrauch jeder Art von künstlichem Parfüm wurde streng untersagt, und das Mädchen durfte nur einmal in der Woche frisches Wasser benutzen. Eines Tages wollte das Mädchen dem Hofknecht gefällig sein, der feinere Empfindungen hatte als sein Herr, und beging das schreckliche Verbrechen, sich zu waschen. Dieser bemerkte das sofort und sagte: „Dein Bouquet hat keinen Geruch. Du wirst morgen gehen, weil du meinen Befehlen nicht gehorcht hast.“ Die Arme wurde von dem Hofe gejagt und durfte niemals wieder dort erscheinen<sup>15</sup>.

Ein Normalmensch würde mit dem Dichter *Grandval fils* sagen:

*Les derrières des rois et ceux de leurs sujets  
Sont égaux pour l'odeur, quand ils ne sont pas nets*<sup>16</sup>.

---

<sup>14</sup> Hagen, a. a. O., S. 117.

<sup>15</sup> Hagen, S. 87.

<sup>16</sup> *Les deux biscuits, tragédie de la langue que l'on parloit jadis au royaume d'Astracan, et mise depuis peu en vers françois. Astracan, chez un libraire, 1751.*

Der gebildete Mitteleuropäer weiß sehr wohl Duft und „Duft“ zu unterscheiden. Die Erzählungen und Witze, die sich mit dem Faktum der Defäkation befassen, sind sehr zahlreich. Ein Umstand fällt dabei ganz besonders ins Gewicht: In allen diesen Erzählungen und Schwänken sind sich die Erzähler darüber einig, daß der eigene Dreck dem Erzeuger nicht rieche. Belustigend wirkt schon die Tatsache, daß jeder seinen Exkrementen noch einen Abschiedsblick zuwirft. Andreas *Vignale* hat diesem Umstand eine eigene Abhandlung gewidmet, und zwar in seinem Buch „*La cazzaria*“ de l’Arsiccio Intronato, unter dem Titel: „*Perchè subito que l’uomo a cacato, mira la merda?*“ (Warum betrachtet der Mensch, nachdem er sein Geschäft verrichtet hat, seinen Dreck?) Für einen andern ist die Betrachtung weniger angenehm. Molière zum Beispiel braucht in seinem „*Malade imaginaire*“ eine ganze Szene, um den „eingebildeten Kranken“ über die Notwendigkeit und die Wirkung seiner Klistiere räsonieren zu lassen, und läßt seinen Kranken an die Dienerin die putzige Frage richten: „Hat mein Klistier gut gewirkt? Habe ich viel Galle gemacht?“ Und es ist nur logisch, daß ihm die schnippische Antwort zuteil wird: „Als ob ich mich um so etwas kümmerete!“ Die Erwiderung war sehr treffend, denn tatsächlich sind gar keine Fälle von weiblichen Renifleurs bekannt. Stets ist es der Mann, der die weiblichen Ausdünstungen und Ausscheidungen sucht, und vielen ist es ganz recht, daß das Lustgärtchen in der Nähe der Senkgrube errichtet ist...

Wer nicht pervers veranlagt ist, wird auch an dem Anus des gleichen Geschlechts und seinen Ausscheidungen keinen Gefallen finden, denn ob König, ob Bettler, der Duft des Afters ist kein Nasenschmaus. Rabelais, der Schalk,

hatte demnach nicht so unrecht, wenn er einmal sich weigerte, vor dem Papste zu erscheinen. Als er sich in Rom befand, wollte er niemals den Gesandten, zu dessen Gefolge er gehörte, zur Audienz beim Papste begleiten. Man fragte ihn um den Grund dieser seltsamen Weigerung. „Ich fürchte“, sagte er, „die schlechten Gerüche. Da mein Herr, der einen großen König vertritt, dem Papst die Füße küssen muß, würde man mich, der ich nur ein armer Arzt bin, zweifellos nur zum Arschkuß zulassen<sup>17</sup>.“

Wie oben schon erwähnt, spielt der Geruch bei der sexuellen Annäherung eine ausschlaggebende Rolle, wenn er auch nicht derart in den Vordergrund gestellt zu werden pflegt wie bei den „wilden“ Völkerschaften. Der König von Arrakau in Peru erhielt alljährlich von jedem seiner Statthalter zwölf der schönsten Mädchen als Geschenk. Waren die Mädchen bei Hofe angelangt, so zog man ihnen dicke baumwollene Kleider an, führte sie in die größte Sonnenhitze und ließ sie so lange tanzen, bis ihre Kleider vom Schweiß durchdrungen waren. Nachdem sie sich umgekleidet hatten, brachte man die nassen Kleider dem König, der eins nach dem andern beroch und zu seinen Weibern oder Beischläferinnen jene erwählte, deren Schweiß ihm am besten zusagte<sup>18</sup>. Bekanntlich verliebte sich auch Heinrich III. von Frankreich leidenschaftlich in Maria von Cleve, als er sich mit ihrem schweißbefeuchteten Tuche sein Gesicht getrocknet hatte.

---

<sup>17</sup> *Lettres juives, ou correspondance philosophique, historique et critique, entre un Juif voyageur en différents Etats de l'Europe, et ses Correspondants en divers endroits (Par le marquis d'Argens). Nouv. éd. A la Haye, 1766, VI, 266.*

<sup>18</sup> Juristisches Vademekum, IV, S. 6, Nr. 13.

Seltsamerweise beruht die Abneigung, die einzelne Nationen gegeneinander hegen, lediglich auf dem Geruch. Schon die Herzogin Elisabeth von Orleans klagt in einem Briefe an eine Freundin: „Die Straßen von Fontainebleau sind besonders vom Dreck der Schweizer erfüllt, die solche Haufen machen, groß und dick, wie Sie, Madame.“ Gerade der Schweizer dient mehrfach als Zielscheibe des skatologischen Spottes, ob mit Recht oder nicht, lasse ich dahingestellt. In einer älteren, überaus seltenen Sammlung von Pikanterien: *„L'art de désopiler la rate“*<sup>19</sup>, findet sich folgende recht schlagfertige Antwort eines Soldaten. Dieser verrichtete eben seine Notdurft, als ein Offizier vorbeiging. „Ah, welch ein Gestank!“ rief der Offizier und hielt sich die Nase zu, worauf der Soldat: „Wie denn, Herr Offizier, verlangt man etwa, daß ich für fünf Sous per Tag Moschus machen soll?“ Dieser an sich recht netten Anekdote nahm sich nun die zünftige Literatur an und machte sogleich einen Schweizer zum Verbreiter der lieblichen Düfte. Und der Poet, dem wir *„La Chézonomie ou l'art de chier“*<sup>20</sup> verdanken, dichtete die Verse:

*La merde d'un Suisse exhale force odeur,  
Qu'on sent et qu'on respire avant de l'avoir vue,  
Et le due de crier: Ah! le coquin, qu'il pue!*

Der gute Schweizer:

*Pour cinq sols que le roi me fait donner pour jour,  
Vous chiérai-je du muse? replique le tambour*<sup>21</sup>.

---

<sup>19</sup> *Sive de modo C. . . . prudenter, en prenant chaque feuillet pour se T. . . . le D. . . . Entremêlé de quelques bonnes choses. Nouvelle édition, Revue et augmentée par F. A. L. D. C. Première Partie. A Venise, chez Antonio Pasquinatti. 178873.*

<sup>20</sup> *Poème didactique en quatre chants par Ch. Remard, nouvelle édition, à Scoropolis 1873.*

<sup>21</sup> *La Chézonomie, p. 91.*

Interessant ist daran vor allem die lange Erhaltung dieser Anekdote, die nach einem Jahrhundert noch nichts von ihrer Zugkraft eingebüßt hat.

Eine große Wahrheit steckt trotz des schmutzigen Gewandes in den Ausführungen, die der französische Hanswurst Tabarin macht<sup>22</sup>. Tabarin fragt, was anständiger sei, der Arsch eines Edelmannes oder der eines Bauern, und welcher von beiden am ärgsten stinke. Der Meister entgegnet: „Es ist zwar nicht anständig, davon zu reden, doch will ich deine Neugier befriedigen. Eines Edelmannes hintere Partie . . .“ Aber Tabarin unterbricht ihn: „Verstümmelt nicht die Worte, ich bitt' euch, es ist vom Arsch die Rede!“ — „Eh bien, der Arsch eines Edelmannes erscheint mir anständiger als der eines Bauern, weil der Edelmann stets sauber in Ordnung ist, sich mit Moschus und allen feinen Parfümen salbt und also von oben bis unten gut duftet.“ Tabarin ist anderer Ansicht: „Ich bezeuge für meinen Teil, daß der Arsch eines groben Bauern nicht so übel riecht wie der eines Edelmannes. Beweis: Wenn ein Edelmann, mit Respekt zu sagen, hofieren will und sein Privé aufsucht, so kommt er an einen Ort voller Gestank, er setzt seinen Wertesten just auf das Maul des Herrn Privé, die Düfte daraus steigen aufwärts und kleben sich an den Sitzenden, der sie nachher noch lange nicht los werden kann. Zum Schluß benutzt der feine Herr Papier, um sich den A. zu wischen, aber je mehr er wischt, desto mehr pickt er sich den Dreck an, und gewöhnlich fährt er noch mit einem Finger durch das Papier direkt ins Loch. Nun seht mal

---

<sup>22</sup> Tabarin, *Recueil général des rencontres, demandes et autres œuvres tabariniques, avec leurs réponses*. Paris Ant. de Sommaille, 1622, *Question VIII*. Diese Sammlung ist von äußerster Seltenheit, und die obige Anekdote findet sich nur in dieser Ausgabe.

unsern groben Bauer! Der kennt keinen Durchfall, weil er keine Luxusspeisen genießt. Er leidet nur an Verstopfung, und wenn ihn die Lust anwandelt, hat er es nicht eilig. Gemächlich geht er an die freie Luft, wählt sich ein Plätzchen auf freiem Felde, ein Eckchen, auf dem vor ihm noch keiner gesessen, ein sauberes Nestchen:

hüten, daß auch nur ein Atom der Gestankklüfte den A. berühre, setzt er sich so, daß der Wind den Rauch des Drecks beiseite treibt.“ Und als trotz dieser überzeugenden Darstellung der Meister noch zweifelt, rät Tabarin ihm, er möge doch mal eine praktische Erfahrung suchen: *„Allez flairer au cul de l'un et de l'autre qui sent meilleur. Vous y trouverez de quoy et de quoy manger. Mangez, vous n'auriez qu'à ouvrir les narrines, l'odeur vous montera au cerveau, cela vous confortera les hipondrilles et l'entendement.“*

Hanswurst zeigt sich hier als Menschenkenner und guten Beobachter. Das Beispiel des Bauern sollte nachgeahmt, wenn — ja wenn —. Es wird auch hier so bleiben wie mit Montaignes gesittetem Bauern, der zwei Finger als Taschentuch benutzt, was entschieden hygienischer ist als die sorgsame Verpackung der Sekrete im Taschentuch: Man stimmt seiner Meinung zu, bleibt aber hübsch beim Alten.

## 2. Der Furz

Es ist ja bekanntlich ein Axiom der medizinischen Wissenschaft, daß das Befinden des menschlichen Organismus sich nach der mehr oder minder prompt funktionierenden Verdauung richtet, daß also ein träges Funktionieren des Darmes Mißbehagen und mancherlei Krankheiten zur Folge hat. Aber bereits ein leichtes

Unwohlsein bestimmt seelisches Befinden und geistige Tätigkeit. Wer diesen Zusammenhang erkannt hat (und es bedarf dazu nicht einmal einer tiefschürfenden Untersuchung), der läßt auch dem Flatus die ihm gebührende Rolle zukommen.

Die mehr oder minder laxen Auffassung hängt meines Erachtens aufs innigste mit der Ernährungsweise zusammen. Die Südländer und die Juden, welche Feigen, süße Weine, Bohnen, Zwiebeln und Knoblauch zu schätzen wissen, kommen natürlich öfter in die Lage, Gas zu produzieren, als der mäßigere und wählerische Nordländer. Wenn aber hoch und gering dem gleichen Zwange unterworfen sind, liegt es nahe, aus der Not eine Tugend zu machen. Die Winde reinigen die Luft und den Dunstkreis, und so reinigen auch die Darmwinde den Körper, verschaffen Gesundheit und Frohsinn. Dieser Ansicht verschloß sich auch der römische Kaiser Claudianus nicht. Man sagte ihm nach, er habe ein Edikt zu erlassen beabsichtigt, das die Erlaubnis erteilen sollte, daß jeder bei einem Gastmahl oder einer öffentlichen Versammlung einen Wind streichen lassen dürfe, denn er hatte gehört, daß einst jemand von einem verhaltenen Winde in Lebensgefahr geraten sei (Sueton, Tib. Claud. c. 32). Der gute Kaiser verschied nach Senekas Apotheose, wie er gelebt hatte, sein letzter Seufzer und sein letzter Ton war ein Donner aus dem Orte, mit dem er während seines Lebens am vernehmlichsten zu sprechen geruhte<sup>1</sup>.

Von dem Griechen Metrokles aber wird erzählt, daß er deswegen in der Öffentlichkeit nicht mehr zu erscheinen wagte, weil ihm ein Furz entschlüpft sei. Er

---

<sup>1</sup> Weber, Demokritos oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen. Stuttgart 1858. 12. Bd., S. 311.

beschloß vielmehr, zu sterben. Als dies Krates hörte, machte er sich nach einer tüchtigen Bohnenmahlzeit auf, um ihn von seinem Entschluß abzubringen. Vergeblich, endlich läßt Krates die schwersten Geschütze auffahren und öffnet die Ventile seines Unterstocks. Dieser überwältigenden Beweiskraft kann sich der Jüngling nicht entziehen und gibt lachend seinen Plan auf.

Auch Cato der Ältere teilte die Ansicht von Krates. Er tröstete selbst einen Sklaven, der in seiner Gegenwart gefurzt hatte und darüber zu Tode erschrocken war, mit den Worten: „Nullum mihi vitium facit“, und selbst der elegante Cicero ist dieser Meinung<sup>2</sup>.

Zar Peter der Große war berühmt als Furzer, sein Ruf in dieser Beziehung war so gewaltig, daß der Minister Polens in Berlin nach einem Diner mit dem Herrscher aller Reußen seinem König eigens zu berichten für nötig findet: „Der Zar hat sich selbst übertroffen! Er hat bei Tische nicht aufgestoßen, nicht gefurzt!“<sup>3</sup>

Die Ansichten über die Nützlichkeit des Furzens sind natürlich geteilt, die einen preisen ihn, die andern wenden sich schauernd ab. Manche pflegen und fördern ihn gar. So berichtet man von einem lächerlichen Frondienst, den ein Furzfreund verlangte<sup>4</sup>: „Der Vasall mußte an einem festlichen Tage vor seinem Lehns Herrn tanzen, pfeifen und einen Crepitum ventris fahren lassen.“

Weber, der berühmte Verfasser des bereits erwähnten

---

<sup>2</sup> Ad famil., IX, 22.

<sup>3</sup> Bernh. Stern, Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Rußland, Berlin 1907, I, S. 16.

<sup>4</sup> „Juristisches Vademekum für lustige Leute“, I, 23. Nr. 8.

„Demokritos“, berichtet<sup>5</sup> „von einem theologischen Freitischler, der gegen ein Seidel Bier sich in die Ecke setzte und, die Beine an sich ziehend, mit der prächtigsten Musik aufwartete, die aus den unteren Regionen kam. Die Schlußszene war die stärkste, die am meisten lachen machte. Die Kraft seines Windes verlöschte die Lichter“.

Schon der heilige Augustin berichtet von einem Menschen, der in der Kunst des Furzens eine außerordentliche Fertigkeit erlangt hatte: „Er wußte die Töne so zu modifizieren, daß er eine Melodie herausbrachte.“<sup>6</sup> Und gleiche Fälle sind uns auch sonst bestätigt. Friedrich S. Krauß<sup>7</sup> berichtet uns: „Vor ungefähr vierzig Jahren gab es zu Pozega in Slowenien einen Kriminalgefangenen, der ein solcher Kunstfuzer war, daß er einmal ein öffentliches Konzert veranstalten mußte. In dem großen Ratsaal waren 50 Sessel aufgestellt. Zwei Schergen führten den Künstler herein. Er war beim Anblick der aufgedonnerten Frauen recht verlegen. Jedoch der Obergespan und der Gerichtspräsident stellten ihm 25 Stockstreiche in Aussicht, so daß er sich lieber dem Gebote der Unanständigkeit fügte. Er ließ seine leinenen Hosen herab, hielt sie mit der Linken über den Pudendis fest, lehnte sich mit der Rechten an den Tisch an, hob etwas das linke Bein in die Höhe, zeigte dem Publikum den Allerwertesten, und nun kam klar und deutlich in seltsamer Klangfarbe die chrowotisch-patriotisch-nationale Hymne herausgetönt. Herren und Damen riefen: *Divno! Za kudno, krasno! Göttlich, wunderbar, herrlich! Und*

---

<sup>5</sup> A. a. O., 301.

<sup>6</sup> De civitate Dei, lib. XVI, cap. 24.

<sup>7</sup> Anthrop., III, 402—403.

Ihre Hochwohlgeboren die allergnädigste Frau Obergespanin und die hochmögende gnädige Frau Stuhlrichterin näherten sich dem naturwüchsigen Musikinstrumente und überzeugten sich durch Augenschein, daß kein Betrug mitunterlaufe!“

Anfangs der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts trat sogar in Brüssel, Paris und anderen Städten ein französischer Kunstfúrzer öffentlich auf und erregte bedeutendes Aufsehen (ebenda). Ein französischer Arzt, Jérôme Cardan, hat sogar schon vor Jahrhunderten die Fúrze in Hinsicht auf ihre Töne studiert und vier Grundtöne neben 58 Variationen, zusammen also 62 Töne festgestellt.

Jeder, der auf Deutschlands hohen Schulen geweiht hat, kennt den „Bierfriedrich“. Wenn einer nach dieser Richtung hin des Guten oft etwas zuviel getan hat, ist er von der Tafelrunde genötigt, bei jedem Verstoß ein passendes Zitat anzuführen. Mancher bringt es darin zu einer kaum noch zu übertreffenden Fertigkeit. Die Anthropophytheia (IX, 511) enthalten eine kleine Blütenlese:

1. *Fahr hin, ich hab' auf Dank ja nicht gerechnet!*  
(Schiller, Wallenstein.)
2. *Endlich alleiß.*
3. *Das war ein Schuß, von dem wird man noch sprechen  
in den spätesten Tagen.* (Schiller, Tell.)
4. *Der Freiheit eine Gasse.*
5. *Ich kann und will das Pfand nicht mehr vergraben.*  
(Goethe, Lieder, Zueignung.)
6. *Alle Vergnügungen auf alle Weise genießen zu wollen,  
ist unvernünftig, alle ganz vermeiden, gefühllos.*  
(Plutarch, Gastmahl der Weisen § 15.)
7. *Das Verhängnis muß geschehen, das Gefürchtete muß  
nahen.* (Schiller, Cassandra.)

8. *Wenn sich der Verirrte findet, freuen alle Götter sich.*  
(Goethe, Deutscher Parnaß.)
9. *Wie freu' ich mich, wie freu' ich mich, wie trieb mich  
das Verlangen!* (Lustige Weiber von Windsor.)
10. *Verlassen, verlassen bin i.*
11. *Vor andern fühl' ich mich so klein,  
Ich werde stets verlegen sein.* (Goethe, Faust.)
12. *Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer.*
13. *Gute Ware lobt sich selbst.*
14. *In allen Wipfeln spürest du kaum einen Hauch.*
15. *Nur außi mit die tiefen Toyn!*
16. *Wär's möglich? Könn't ich nicht mehr, wie ich wollte?*  
(Schiller, Wallensteins Tod.)
17. *Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft!*  
(Schiller, Tell.)

Daß die unterschiedliche Beurteilung des Furzes mitunter das juristische Forum beschäftigen kann, dürfte weniger bekannt sein. Thomasius erzählt von einem sonderbaren Rechtshandel wegen einer Blähung<sup>8</sup>: „Ein Kaufmann steht abends vor seiner Haustüre. Gerade, als ein Mann, der mit ihm in Feindschaft lebte, vorbeigeht, läßt der Kaufmann einen sehr hörbaren Wind gehen. Dies nimmt der Vorbeigehende für eine Injurie und klagt darüber. Der Prozeß wurde durch alle Instanzen mit großer Erbitterung und vielem Kostenaufwand fortgesetzt, am Ende mußte dann freilich der Kläger verlieren.“

Bei einigen Völkern, namentlich Russen und Italienern, ist das Furzen, selbst in Gesellschaft, durchaus nicht unanständig. Weder in der Familie, noch in Gesellschaft tut man seinen Gefühlen irgendwelchen Zwang an. Selbst die prüden Engländer wissen zuweilen die Wohltaten des Furzes zu schätzen. Dies kann man in

---

<sup>8</sup> Jurist. Vademekum, II, 148. Nr. 18.

einem englischen Furbuch nachlesen, das allerdings wahrscheinlich das einzige in der englischen Literatur ist. Es wurde in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in London in nur 50 Exemplaren gedruckt und führt folgenden Titel: *„An essay upon wind, with curious anecdotes of eminent peteurs. Printed on superfine pot paper, at the office of Peter Puffendorf, Potsdam o. J.“*

Bei den Chrowoten haben Erwachsene ihre helle Freude daran, junge Leute in den April zu schicken. Ist wo irgendeine größere Gesellschaft in fröhlicher Stimmung, so erhebt sich plötzlich unter ihnen ein älterer Mann, blickt bestürzt um sich und ruft laut: „Wer von euch kann am schnellsten laufen? Aber rasch, es drängt!“ Nun glauben die Jüngeren, da gäbe es was durch einen Gang zu verdienen, und sie schreien durcheinander: „Ich, ich, ich!“ — „Mir dico! Ruhe, Kinder!“ gebietet der Alte, hebt das eine Bein in die Höhe und läßt einen Lauten fahren: „Wer am schnellsten laufen kann, renne ihm gleich nach, hole ihn ein und behalte ihn, er sei ihm gern gewährt!“

Dieser südslawische Scherz ist übrigens Gemeingut. Er findet sich zum ersten in der bekannten Sammlung der „Kanthariden“: Zu einem Flickschuster, der sich auch mit Hundedressur befaßte, trat der Lehrbursche aus einem großen Geschäfte. „Meister, Er dressiert wohl auch Hunde?“ — „Ja, mein Sohn!“ — „Nun, so dressieren Sie mir wohl dieses Windspiel!“ rief der Junge und ließ einen Kräftigen fahren.

Ferner ist Friedrich der Große der Held der Anekdote. Bei einer Besichtigung fragt er den einen Rekruten: „Was war Er von Beruf?“ — „Schnelläufer, Majestät!“ — „Nun, so hole Er mir den zurück!“ und Friedrich

ließ einen streichen. Sofort setzte sich der Soldat zu des Königs großem Erstaunen in Bewegung, kam nach einigen Minuten wieder zurück, stellte sich vor dem König stramm, ließ einen donnern und meldete: „Ausreißer zurückgeholt, Majestät!“

Frankreich, das klassische Land der Skatologie, hat sogar eigene Furzgesellschaften aufzuweisen: „*Pétre-Laconique et Bomboraxale à Morlanwetz*“ und die „*Société des Francs-Peteurs*“.

Die erstgenannte Akademie war eine fingierte, und ihr angeblicher Begründer Comte des Fortsas hat nie gelebt. Ein gewisser René Chalor erfand um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts diese Phantasieakademie und alle die fingierten Titel der Bibliothek des Grafen von Fortsas. Das Buch, in welchem von der Furz-akademie die Rede ist, führt den Titel: „*De la vitesse relative et analectique de l'Académie d'un corps solide en repos, mémoire présentée à l'Académie Pétre-Laconique et Bomboraxale (section des sciences exactes) par Heleno Cranir Mnos en Argolide (Renier Chalon de Mons) à Morlanwetz (Mons, Hoyois) imprimé par l'ordre de l'Académie.*“ 1840, 8°. Nur in 16 Exemplaren auf rosa Papier gedruckt<sup>9</sup>.

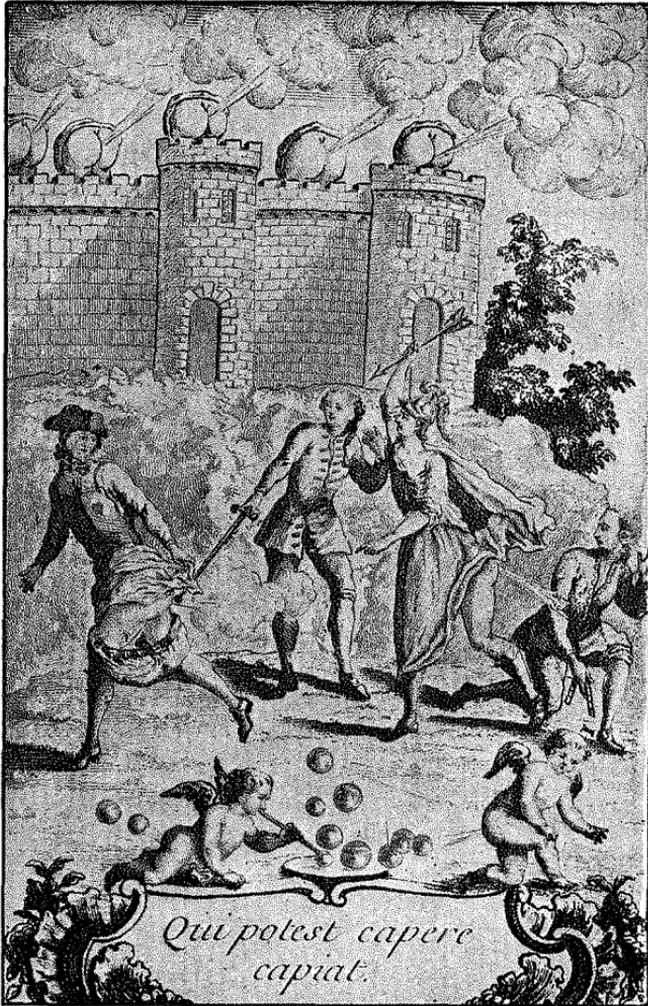
Die „*Société des Francs-Peteurs*“ dagegen existierte tatsächlich im 18. Jahrhundert in Caen. Von dieser Gesellschaft wird in einem angeblich von Courvoisier verfaßten Büchlein „*Zéphirartillerie*“ (1743, 8°, XII u. 36 S.) berichtet, das später der „*Art de péter*“ von *Hurtaut* beige druckt wurde. Es gibt von diesem merkwürdigen klassischen Buche verschiedene Ausgaben: „*L'art de péter, essai théoriphsique et méthodique, en Westphalie, chez Florent Q., rue Pet-en-*

<sup>9</sup> Vgl. *Dinaux-Brunet, Sociétés badines, II, 136.*

*Queule, an Soufflet* (Paris)“ 1751, 12<sup>o</sup>, mit zwei Bildern. Auch in dem Buche „*L’esclavage rompu*“ (Bordopolis 1750) ist von unserer Gesellschaft die Rede. Es wird hier erzählt von der Entstehung der Gesellschaft, von ihren Statuten, von ihren Versammlungen und ihren Vorteilen. Wenn die Mitglieder zusammenkommen, hört man tausend Fürze auf einmal, die Proselyten müssen darauf nach bestem Können antreten. Die Statuten der Gesellschaft stellen fest, daß in jeder Stadt eine Casa der Gesellschaft etabliert werden könne. Die Anzahl der Mitglieder soll höchstens dreißig betragen. An der Spitze einer jeden Filiale steht ein Direktor, ihm ist ein Unterdirektor unterstellt, außerdem gibt es das Amt eines Redners, eines Donnerers und eines Einführers. Die Generalversammlung findet am 15. März statt, da man um diese Zeit am meisten von Winden geplagt ist. Der Zweck der Gesellschaft ist die Zerstörung des Vorurteils gegen das freie Furzen. Jeder Freifurzer soll handeln, reden, überzeugen im Sinne der Gesellschaft und die Triumphe der Furzgesellschaft zu mehren sich bemühen. Die neu aufgenommenen Mitglieder werden aufgefordert, durch ungeniertes Furzen in ihrem eigenen Hause, auf der Gasse und in der Gesellschaft für die Sache Propaganda zu machen. Sobald eine Sitzung eröffnet ist, furzt der Präsident brüsk, und alle Brüder machen es ihm nach. Dies wird dreimal wiederholt. Dann vereinigt man sich zu einem feinen Mahle, bei dem man furzen darf „sans ordre et sans nombre“. Einige lesen Gedichte oder Erzählungen vor. Beifall soll man durch Fürze beweisen<sup>10</sup>.

---

<sup>10</sup> Karl Amrain, Blähungsorakel in *Anthropoph.*, VII, S. 392 bis 393.



Titelbild von „L'art de p ter“ 1776



Uns erscheint diese Ungezwungenheit höchst absonderlich und shocking. Ist sie das wirklich? Ich kann sie nur als bewußte Reaktion gegen den Zwang der Etikette und Rückkehr zur Natur auffassen. Hat man sich einmal zu der den Kindern eigenen Vorurteilslosigkeit aufgeschwungen, so entfällt auch bald die Scheu davor, Nase und Ohr eines anderen zu beleidigen. Es finden sich dann schnell gleichgestimmte Seelen, die in bewußter Zuwiderhandlung gegen die beengenden Vorschriften der Gesellschaft sich lediglich als animalische Lebewesen geben.

### 3. Der Furz in der Literatur

Bücher zur Unterweisung in der rechten Kunst des Furzens scheint es schon früh gegeben zu haben, und zwar in Frankreich, dem klassischen Lande der Skatologie. Rabelais erwähnt bereits im zweiten Buche, Kapitels VII, des Pantagruel die Schrift: „*Ars honeste pettandi in societati*“. Ob die Schrift der Phantasie des Dichters ihr Erscheinen verdankt oder tatsächlich bestanden hat, ist unbekannt. Ein Exemplar ist bisher nicht nachgewiesen.

Die älteste bekannte Schrift, die sich über dieses Thema erhalten hat, ist: „*La Farce nouvelle et fort ioyeuse du Pect, a quatre personnaiges. C'est assavoir Hubert, la Femme, le Juge et le Procureur.*“ S. 1 in d. goth. in 4<sup>o</sup>. Hier wird ein fingierter Rechtsfall über das fragliche Thema vorgetragen, worauf der Richter am Schlusse folgende Entscheidung fällt:

*J'ordonne que tous mariez  
Qui doresnavant pectz feront,  
Tous ensemble les beuront,  
Et partiront egalement*

*A portion du sentiment,  
Se, ung en destourne la face,  
L'autre luy dira: Prou vous face!  
Faictes tost la sentence escripre.*

Nicht viel später erschien in Deutschland das Werk eines Musikers, späteren Arztes, und zwar vom fachmännischen Standpunkt aus betrachtet: „*De flatibus humanum molestantibus commentarius novus ac singularis, in quo flatuum natura etc. auct. J. Fieno, Antwerpiae*“ 1582, in 8°. Es wurde mehrfach aufgelegt, ins Deutsche, Holländische und Englische übersetzt, zuletzt 1676 in London.

Das Thema von der Wunderkraft des Furzes, aber in durchaus humoristischer Weise, griff gegen 1540 ein unbekannter Franzose auf: „*Le Plaisant devis du Pet, aucques la vertu propriété et signification diceluy quautresfoys un noble Champion auroit faict a sa dame Valentine, malade de la collicque venteuse. Et comment par le Pet on peult prognostiquer plusieurs bonnes adventures. Imprimé à Paris, par Nicolas Buffet*“ (gegen 1540) pet. in 8°, goth., 16 Blätter mit Holzschnitt. Es handelt sich hier, wie schon aus dem langen Titel hervorgeht, um einen Liebhaber, der seine Geliebte von heftigen Blähungen befallen sieht und sie zum Lachen reizen will. Aus diesem Grunde erzählt er ihr Schnurren, von der Ethymologie der Fürze und deren Gerüchen sowie seine verschiedenen Arten, er preist seine wunderbare Heilkraft, erzählt, wie durch einen kräftigen Wind Krankheiten vertrieben worden sind, und daß man aus einem Furz günstige Prognosen für die Zukunft stellen kann.

1578 kam wieder Deutschland an die Reihe mit seiner „*Disputatio de flatibus, auct. G. Laurenbergio.*

*Rostochii* 1578“, in 4<sup>o</sup> und in 12<sup>o</sup>, anscheinend wieder rein medizinisch. Den gleichen Zweck verfolgt Goclenius mit seiner „*Physiologia crepitus ventris. Item risus et didiculi elogium nihili, auct. Rod. Goclenio. Francofurti et Lipsiae* 1607“, in 8<sup>o</sup> oder in 12<sup>o</sup>. Goclenius hat hier sein Thema von einer höheren Warte aus betrachtet. Die unterschiedlichen Benennungen bei den verschiedenen Völkern, die Definition, die näheren und entfernteren Ursachen, die Loslösung und das Zurückhalten, der Geruch und alle sonstigen Begleitumstände des Furzes sind nacheinander mit Genauigkeit abgehandelt. Aber all das genügt noch nicht, um die Gründlichkeit des Forschers zu erschöpfen. Die knifflichsten und unerwartetsten Fragen werden mit einer Exaktheit untersucht, die in Erstaunen setzt. Er begleitet den Crepitus von seiner Geburt, wo ihn die Gelehrten noch als „Gas“ bezeichnen, bis zu seiner Emanzipation, durch die er selbständig wird und in die Welt zieht. Er bringt Zitate der alten Schriftsteller, von Hippokrates, Galen, Aristophanes, Sokrates, Horaz, Martial und Sueton, lateinisch, griechisch, deutsch, in Vers und in Prosa.

Ein Pendant zu diesem Werk bildet die unter dem Pseudonym „*Sclopetarius*“ herausgekommene Schrift: „*De Peditu ejusque speciebus, crepitu et visio, Discursus methodicus in Theses digestus: quas, praeside Clariss. viro Bombardo Stewartzio Clarefortensi, defendere conabitur Bulardianus Sclopetarius Blesensis. Disputabuntur autem in Aedibus Divae Cloacinae, a summo mane ad noctem usque mediam.*“ Sie findet sich in dem 1200 Seiten starken Wälzer: „*Amphitheatrum sapientiae Socraticae joco-seriae, hoc est encomia et commentaria autorum, qua veterum, qua*

*recentiorum prope omnium, quibus res aut pro vilibus vulgo aut damnosis habitae styli patrocínio vindicantur, exornantur; opus ad mysteria naturae discenda, ad omnem amoenitatem, sapientiam virtutem, publice privatimque utilissimum, a Gaspare Dornavio, philos. et medico, Hannoveriae, typis Wecheliani, MDCXIX, in fol.*“ Dieses dickleibige Kompendium enthält 622 verschiedene kuriose Abhandlungen, von denen die obengenannte nur einen kleinen Teil bildet. Goclenius sowohl wie Sclopetarius, insbesondere der letztere gaben das Vorbild ab für alle weiteren Autoren, die sich mit dieser Materie befaßten. Scaliger entnahm daraus die Idee zu seiner „*Éloge de l'ivresse*“; Louis Coquelet zu seiner „*Éloge de la goutte*“; Dreux du Radier zu seinem „*Essai sur les Laternes*“, und Mercier de Compiègne plündert ihn vollends. In dieser Ausgabe und im Nachdruck von 1628 findet sich eine Tafel, die schematisch eine Einteilung versucht, und die nebenstehend wiedergegeben sein mag.

Der Autor entwickelt im folgenden nun die verschiedenen Arten und Unterarten dieser Tafel in 50 Thesen. Er häuft griechische, lateinische und deutsche Zitate wie sein bereits erwähnter Zeitgenosse. Aristophanes, Pythagoras, Sueton, Martial, Cicero und andere müssen in gleicher Weise herhalten, um das Vorbringen des Autors zu erhärten. Er schneidet Probleme an, deren Lösung er auch sofort gibt, zum Beispiel: *An horologia possint fieri ex crepitibus? — Cur crepitus imperatoribus assimiletur. — An personae pedentis dignitas aliquid addat auctoritati peditus etc.*

Dieses Traktat wurde noch einmal nachgedruckt, aber unter dem einfachen Titel: „*Discursus methodicus de Peditu ejusque speciebus, crepitu et visio, in theses*

*digestus*," in den *Facetiae facetiarum, Pathopoli* 1645, pet. in 12<sup>o</sup>, wo es die Seiten 17—42 einnimmt. Hier fehlt aber die folgende amüsante Tafel.

In hac disputatione agitur de pedituum	1. Definitionibus et divisionibus qui sunt vel	Vocales, qui proprie dicuntur crepitus Hallantende Fürtz suntque vel	Magni, et dicuntur plenivocales Baurenfurtz, qui sunt vel	Parvi et dicuntur semivocales Brommer, qui rursus vel	Simplices, germanice Arssknollen Diphthongi, german. verrenkte, zerbis-sene Fürtze Tenues, Nonnen- od. Jungfrau Fürtzlein Medii, züchtige bürgerliche Schiöß Aspirati Pfeiffer oder Becken - Schiöß		
						Muti, et dicuntur proprie visia Pfeister, et sunt vel	Liquidi Drempler Sicci Schleicher
3. Signis quae sunt vel	Apodictia Necessaria Probabilia	Et quorum observatione conficitur ars gastrologica					

Es ist begreiflich, daß das bedeutsame Werkchen manchem in die Augen stach, der nicht genügend eigene Gedanken aufbringen konnte. Es wurde nach allen Regeln der Kunst geplündert, ja im Jahre 1776 erlaubte sich ein Auchschriftsteller namens Hurtaut

(Pseudonym) den recht sonderbaren Scherz, es zu übersetzen und als sein eigenes Produkt auszugeben. Es führt den Titel: „*L'art de péter . . . A Moncuq, chez la grosse Tonnette, la belle Timbalière, à l'enseigne du Gros Prussien*“, S. d. in 18°. Der Abschreiber will aber den Anschein erwecken, als wäre er ohne Vorgänger und hätte die Welt um ein originelles Werk bereichert.

Lediglich als amüsanter Scherz ist aufzufassen: „*La défense du pet, pour le Galant du carnaval. Par le sieur de S. And.*“ Paris 1652, in 4°. Hier hat ein Liebhaber im zärtlichen Tête-à-Tête mit seiner Geliebten das *Laisser faire, laisser aller* praktisch geübt, bis diese sich naserümpfend von ihm wendet. Darüber beklagt sich der Übeltäter wie folgt:

*Si pour en pet fait par hasard,  
Votre cœur, ou j'ai tant de part,  
Pour jamais de moi se retire,  
Voulez-vous que Dorenavant  
Vous me donniez sujet de dire  
Que vous changez au moindre vent?*

1679 erschien die Farce, die man St. Evremond zuschreibt, in einem Neudruck: „*Le Pet éventé* (par Bardou), Rouen, Jean Oursel 1679, in 8°, 16 S. Es war also plagiiert, und das Merkwürdigste dabei ist, daß der Plagiator sich darüber beklagt, daß ihm ein anderer seine Apologie du pet gestohlen habe:

*Mais bien que ce lâche écrivain  
Ait eu le sentiment si vain  
Que de mettre mon Pet au rang de ses richesses,  
Tout le monde est assez instruit  
Que sa Muse jamais ne produit que des vesses,  
Puisqu'elle fait si peu de bruit.*

Dem Humor schafft wieder eine Gasse: „*La Pétarade*,

ou Polichinel auteur, poème qui n'a pas encore paru en foire, et qui n'y paraîtra peut-être jamais (par Gallet)." S. I. 1750, in 12<sup>o</sup>, 20 S. Polichinel ist der Verfasser einer Tragödie in fünf Akten, die aus nichts weiter als aus fünf langen Fürzen besteht. Ein Husar beschuldigt ihn des Plagiats, und um zu beweisen, daß das Stück von ihm stammt, beginnt er, den Beweis ad oculos zu demonstrieren, aber er blamiert sich kläglich. Das amüsante Stück erschien auch unter dem Titel: „*La Pétarade, ou Polichinelle auteur, pièce quasi-nouvelle, qui peut-être représentée en personnes de bois naturelles.*“ S. I. 1750.

Nicht zu verwechseln damit ist: „*La Pétarade, poème en quatre chants; œuvre posthume de l'ab. R... (l'abbé Roubaud) avec notes*“, par P. J. G. Paris, Lesquilliez, an VII, pet. in 8<sup>o</sup>, 96 S. Hier haben drei Culs der Nase, die ihre Leistungen für schlecht erklärt hat, den Krieg erklärt und gewinnen mit Hilfe Luzifers.

In ziemlich weitschweifiger Weise, nämlich auf 318 Seiten, werden die Abenteuer des in einen Furz verwandelten Äolus beschrieben in: „*Le Dieu des Vents, ou les aventures d'Éole métamorphosé en Pet, ou simplement le dieu Pet; badinage en vers libres, vingt-sept petits chants... Par un ancien régent de rhétorique, actuellement professeur aux terres australes du monde littéraire, où il a fait de jolies découvertes... La Haye, et se trouve à Paris et dans les principales villes du royaume*“, 1776, in 12<sup>o</sup>, 318 S.

In ein System gebracht wurde die Kunst des Furzens durch: „*La Crépitionomie, ou l'art des Pets, poème didactique en trois chants*“, par D. de St. P... , Paris, L. G. Michaud, 1815, in 18<sup>o</sup>, 107 S. Der Autor macht einige Anleihen bei der Pneumatopathologie des

Combalusier und beschließt sein Gedicht mit den passenden Versen:

*O vous, mortels, qui lisez son histoire,  
Donnez de grâce un pet à sa mémoire.*

In „*Berthe, ou le Pet mémorable; anecdote du IXe siècle, par L. D. L. (Lombard de Langres), Paris, Léolod Collin*“, 1807, in 18<sup>o</sup>, wird der Beweis dafür angetreten, daß der Furz manchmal zu unverhofftem Glücke führt, ebenso, wie es feststeht, daß bisweilen die gegenteilige Wirkung eintreten kann. Ein unversehens entwichener Crepitus verschafft der armen Berta eine glänzende Partie. Der berühmte Lully hingegen, der sich einen entwichenen Wind der Mademoiselle de Montpensier zunutze gemacht hatte, wurde weggejagt. Er war unverschämt genug gewesen, diesen Furz als Leitmotiv für eine Komposition zu nehmen<sup>11</sup>. Den gleichen Grundgedanken wie im soeben genannten Stück verfißt auch das italienische Opus: „*Il canto sopra le correggie*“, in Londra, 1786, in 8<sup>o</sup>, in 61 Stansen. Le correggie sind eben die Dinge, von denen man weiß, von wannen sie kommen, aber nicht, wohin sie fahren.

Ronsard schwang sich sogar zu einem kleinen Preislied auf den Furz auf:

*Le pet qui ne peut sortir  
A maints la mort fait sentir,  
Et le pet de son chant donne  
La vie a mainte personne:  
Si donc un pet est si fort  
Qu'il sauve, on donne la mort,  
D'un pet la force est égale  
A la puissance royale.*

(*Anthrop. VII, 378.*)

<sup>11</sup> Vgl. *Comparaison de la musique italienne et de la musique française, par le Cerf de la Vieville, Bruxelles, 1705, t. II, p. 185.*

Dasselbe Preislied hatte schon ein mittelalterlicher Schriftsteller angestimmt.

In den Schwänken von Bruscombille, genannt Deslauriers<sup>12</sup>, findet man einen Prolog zugunsten der Sch... glückseligkeit und Abhandlungen darüber, daß ein Furz etwas Körperliches sei, ein Furz aber auch Geist zeige, ein Furz eine gute Sache bedeute, ferner Prologe zu Ehren des Hintern und des Abtrittes.

Mit dieser Aufzählung ist die Liste noch keineswegs erschöpft.

Im übrigen verweise ich auf die „*Bibliotheca scatologica ou catalogue raisonné des livres traitant des nertus faits et gestes de très noble et très ingénieux Messire Luc (à rebours), seigneur de la chaise et autres lieux mèmement de ses descendants et autres personages de lui issus. Ouvrage très utile pour bien et proprement s'entretenir es-jours gras de carême-prenant. Disposé dans l'ordre des lettres K., P., Q., traduit du prussien et enrichi de notes très congruantes au sujet par trois savant etc. Scatopolis chez les marchands d'Aniterges. L'année scatogène 5850*<sup>13</sup>.“ Die Verfasser waren der Arzt J. F. Payen, der Buchhändler Paul Jannet und Sylvestre mit August Veynant zusammen<sup>14/15</sup>. Es geht jedenfalls daraus zur Genüge hervor, daß die Franzosen den Hauptteil zur Furzliteratur beigetragen

<sup>12</sup> *Les nouvelles et plaisantes imaginations de Bruscombille, en suite de ses fantaisies, à Mgr. le Prince, par le Sieur D. L. (Des Lauriers) Champenois, Bergerac, Martin La Babilie 1615, 12 — 1619 nachgedruckt.*

<sup>13</sup> Im Jahre 1849 in 150 Exemplaren gedruckt. 8<sup>o</sup>, 144 S.

<sup>14</sup> Vgl. Quérard, *Les Supercheries littéraires* tom. IV, und J. Gay, *Bibliographie rel. à l'amour.*

<sup>15</sup> Ferner ist heranzuziehen *Anthologie scatologique recueillie et annotée par un bibliophile de cabinet. A Paris, près Charenton chez le libraire qui n'est pas triste. Imprimé en l'ère du carnaval de 1000 800 602, 8<sup>o</sup>, 144 S. (Gay, 1862.)*

haben. Erst weiter hinter ihnen rangieren die Deutschen mit zopfigen lateinischen Abhandlungen, meistens ohne einen Funken Humor, von wenigen Ausnahmen abgesehen. Aus der Gegenwart oder der jüngsten Vergangenheit sind wenige originale Werke zu nennen. Von neueren Schriften, die sich mit dem Furz befassen, seien erwähnt: „*Le conservateur de la santé, Volumen incomparable, renfermant l'art de péter et de chier, suivi de pièces odoriféerantes et diverses matières de bon goût. Monauq (ca. 1850), à l'enseigne du gros Prussien près de Quatre Vents.*“ — „*Petériana ou l'art de péter, vesser et roter à l'usage de personnes constipées, graves, mélancoliques et tristes. Au Pays des Bonnes Odeurs, Pète-en-l'air, libraire-éditeur 1880.*“ — „Die Wohlthat des F....s erklärt: Oder die Fundamentall Ursache der Kranckheiten, denen das schöne Geschlecht so sehr unterworffen zu seyn pfleget, untersucht: Wo a posteriori bewiesen wird, daß die meisten innerlichen Beschwehrungen, so ihnen anhängen, solchen Flatulentzen und Blehungen, denen nicht zu rechter Zeit Luft gemacht wird, zuzuschreiben: und in Spanischer Sprache abgefasset von Don Fartinando Puffendorfi Professor Bumbast, auf der Universität Crackau. Nun aber dem deutschen Frauenzimmer (so kein Holländisch verstehet) zum Besten, auch ihrer Frau Mutter-Sprache anvertrauet. Von Flatulent Puffendorff Geheimen Kammer-Diener und F—löh-Fänger der Gräfin von Seufzer-Hayn in Hinter-Pommern. Langfart in Irland, bey Simon Bumbumbard, in der Windmühle der Quatscherstraße gegenüber,“ 1738, 8°, 16 S.

In dieser kleinen, nur 16 Seiten starken Schrift mit dem ellenlangen Titel soll bewiesen werden: 1. Natur und Wesen der Fürze; 2. deren üble Folgen; 3. die

Rechtmäßigkeit der Fürze; 4. die vielen Vorteile, welche die Duldung nach sich ziehen. Ein sehr langweiliges Büchlein, das sich mit den französischen Produkten nicht im entferntesten messen kann.

K. J. Weber widmet das ganze neunzehnte Kapitel des zwölften Buches in seinem „Demokritos oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen“<sup>16</sup> dem Crepitus. Er nennt es das „Kapitel Pfui“ und beweist darin, daß er in dieser Materie sehr wohl zu Hause war. In der Fuzrliteratur ist er bewandert wie kaum ein zweiter, und die eingestreuten Anekdoten über den Spiritus de retro könnten ganze Seiten eines Witzblattes „Nur für Herren“ füllen, die das Lachen zu schätzen wissen. Auch er kennt genau die Klassifikation der Fürze und weiß von 62 Modulationen zu berichten, weshalb er auch der Dame, die zu einem Herrn in der Gesellschaft sagt: „Rückt nur immer mit dem Stuhle, den rechten Ton werdet Ihr doch nicht finden“, entschieden recht gibt. Als vorurteilsfreier Geist will er der Natur ihr Recht lassen und empfiehlt, in schlaflosen Nächten, seine Finger zur Klappe seines eigenen teuren Windinstruments zu gebrauchen.

Das neueste deutsche Werk ist „*Historia naturalis vaporum edita S. Webesio*“, 7. Auflage, 8<sup>o</sup>, 54 S., bei Rainer Wunderlich in Leipzig. Es ist nicht, wie der Titel vermuten lassen könnte, lateinisch, sondern in kernigem Deutsch abgefaßt. Der Innentitel des Heftchens sagt das denn auch: Nicht Lateinisch — sondern Deutsch. *Historia naturalis vaporum ex humano corpore effluentium in usum Gymnasiorum et Academicarum e Podicibus optimorum virorum illustrata*

---

<sup>16</sup> 6. Aufl. Stuttgart 1858, Bd. 12, S. 295.

edita a S. Webesio Liberalium Artium Illustri lumine  
etc.<sup>17</sup>

Ein vom Standpunkt des Technikers aus geschriebenes Werk bietet Franz Maria Feldhaus: „Ka — Pi — Fu und andere verschämte Dinge. Ein fröhlich Buch für stille Orte mit Bildern, Privatdruck, Berlin-Friedenau 1921, 80, 320 S.“ Es bietet amüsante Anekdoten über den Stoffwechsel und die dafür geschaffenen Räumlichkeiten. Auch vom kulturhistorischen Standpunkt aus sehr interessant zu lesen.

Sonderbarerweise ist das Motiv des Flatus in der schönen Literatur so gut wie gar nicht behandelt worden. In einer der Legenden der Nonne Roswitha von Gandersheim, der „Passio St. Gongolfi martyris“, einer Ehebruchsgeschichte, findet sich bereits das skatologische Moment vertreten, und hier wird dem Crepitus eine höchst wirksame Rolle zugeteilt. Die Ehebrecherin, die ihren Gemahl hatte ermorden lassen, spottete darüber, als man ihr berichtete, daß an seinem Grabe sich allenthalben Wunder zeigten:

*„Was ist das für ein Possenspiel,  
Die Wunder mir zu preisen,  
Die emsig dir erweisen  
Des Gongolf glänzendes Verdienst!  
Was man erzählt, besteht fürwahr  
Die Wahrheitsprobe nicht:  
Denn seinem Grab gebricht  
Die Wunderkraft gradeso,  
Wie Wunderzeichen staunenswert  
Jemals hervorzubringen,  
Wird noch an mir gelingen  
Des Rückens allertiefstem Teil!“  
Kaum war entfahren ihr das Wort,*

---

<sup>17</sup> Vgl. Hayn, VIII, 328; Gotendorf, Bibliotheca Germanorum erotica, München 1914.

So folgt ein Zeichen nach,  
 Wie es der Art entsprach  
 Des angeführten Körperteils:  
 Sie ließ in schändlichem Getön  
 Vernehmen einen Laut,  
 Den anzugeben graut  
 Dem schamhaft stummen Munde mein,  
 Und brachte fernerhin, so oft  
     Sie nur ein Wort verlor,  
 Auch dabei wieder vor  
     Unfehlbar diesen garst'gen Ton,  
 Auf daß sie, die nicht nach Gebühr  
 Die Scham bewahren wollte,  
 Zum Anlaß werden sollte  
     Unmäß'gen Lachens überall,  
 Indem sie ihre Lebenszeit  
 Bis hin zu ihrem Tod  
 An sich zu merken bot  
 Die Strafe ihres Lästermauls <sup>18</sup>.

Roswitha hatte die Sage von Gangolf und seiner bösen Frau durchaus ernst behandelt. Der neuzeitliche Dichter weiß mit solcher übertriebenen Ernsthaftigkeit nichts mehr anzufangen. Er kann seine Skepsis nicht verkneifen und macht über das seltsame Ereignis seine spöttischen Glossen. Heinrich Gottfried von Bretschneider schrieb, um derartige abgeschmackten Heiligengeschichten der Lächerlichkeit preiszugeben, seinen „Almanach der Heiligen auf das Jahr 1789“, in dem er sich mit dem in Rede stehenden Thema folgendermaßen abfindet:

*Im Temporum fasciculus  
 Kann jeder Leser lesen,  
 Wie fromm der heil'ge Gangulph war,  
 Wie böß sein Weib gewesen.  
 Als Witwe ward sie Sängerin,  
 Mit Gunst, daß ich's erzähle,*

---

<sup>18</sup> W. Leonhardt in Anthropophytheia, VIII, S. 401.

*Sie sang mit ihrem Hintern so  
Wie Mara mit der Kehle.  
Gäng's unsrer Sopranistin so,  
Seufzt hier der fromme Dichter,  
Ich hörte nicht, ich schaute nur  
Die fleischernen Gesichter.*

In den mittelalterlichen Schwänken und Fabliaux finden sich selbstverständlich Derbheiten in Hülle und Fülle. Wird aber das Bereich der Skatologie betreten, und das geschieht Tag für Tag, so wird gleich mit der hanebüchensten Grobheit aufgewartet, und die Exkremente werden sogleich zum Spielball von den rüden Possenreißern genommen. Mit einem einfachen Flatus weiß der „Dichter“ nichts anzufangen.

Dem modernen Empfinden entspricht diese ungenierte Offenheit weniger. Man verlangt Witz, der jeder Natürlichkeit das Beleidigende nimmt. Deshalb ist auch das skatologische Element in der Gegenwart nicht allzu stark vertreten.

Nur Karl Ettlinger hat im Jahrgang 1911 der „Jugend“ den Flatus zum Gegenstand einer hübschen Geschichte genommen. In Balzacs „Tolldreisten Erzählungen“ (Contes drôlatiques) ist mancher skatologische Zug mitverwertet, ja einige direkt skatologische Geschichten finden sich darin. Hierher gehört beispielsweise die Geschichte von den „Drei Gaunern“: „In der Vorstadt Notre-Dame-la-Riche wohnte ein hübsches junges Mädchel, das neben den Schönheiten, die die Natur ihr verliehen, auch noch einen schönen Haufen Gulden besaß. Als sie in das Alter kam, wo sie die Last des Ehestandes tragen konnte, stellten sich so viele Freier ein, wie es zu Ostern Kupferstücke gibt im Opferstock des heiligen Gratian. Dieses Mädchel er-

wählte sich einen, der, mit Respekt zu vermelden, am Tage und in der Nacht so viel leistete wie zwei Mönche. Sie waren bald einig, und die Hochzeit wurde festgesetzt. Aber je näher die Brautnacht heranrückte, um so unbehaglicher wurde der Braut, denn sie litt an einem Fehler ihrer unterirdischen Leitungen, wodurch es kam, daß sie ihre Dämpfe mit einem Knall abließ, als wenn eine Bombe platzte.

Sie fürchtete, daß die Winde ihr in der ersten Nacht, wo sie doch an ganz andere Dinge zu denken hatte, zu schaffen machen würden. Deshalb entschloß sie sich, die Sache ihrer Mutter anzuvertrauen, vielleicht daß diese Rat wüßte. Die gute Frau sagte ihr, daß diese Schwäche ein Erbfehler sei, und daß sie in ihrer Jugend nicht wenig daran gelitten habe. In späteren Jahren habe Gott ihr die Kraft verliehen, das Ventil nach ihrem Gusto zu öffnen oder zu schließen, und vor sieben Jahren sei ihr der letzte entwischt, gleichsam als Lebewohl für ihren Mann, der gerade in diesem Augenblick gestorben wäre. ‚Aber‘, sagte sie zu ihrer Tochter, ‚sie habe von ihrer Mutter ein sicheres Mittel erhalten, um diese überflüssigen Winde zu unterdrücken und ohne Geräusch entweichen zu lassen. Wenn die Winde dann nicht riechen, so merkt kein Mensch etwas davon. Es ist dazu nur nötig, daß man sie am Ausgang sammelt und dann auf einmal entweichen läßt. In unserer Familie nennt man das: einen Furz erwürgen.‘ Die Tochter war froh, diese Kunst erlernt zu haben, dankte ihrer Mutter, tanzte am Hochzeitsabend nach Herzenslust und sammelte die Winde in ihrem Darm an, wie der Bälgetreter in der Orgel Wind ansammelt vor dem Beginn der Messe. Bevor sie ins Brautgemach ging, wollte sie alles zu-

gleich abstoßen, aber die Winde hatten sich eine andere Zeit für ihren Ausgang vorgenommen. Der Gatte kam; ich überlasse es euch, auszumalen, wie sie sich dem lustigen Gefecht überließen, in dem man, so man gut beschlagen ist, aus einem Ding tausend machen kann. In der Nacht erhob sich die Neuvermählte, da sie ein kleines Geschäft zu erledigen hatte. Gerade wollte sie wieder ins Bett steigen, da ging eine Kanonade los, daß ihr, wäret ihr zugegen gewesen, gleich mir gedacht hättet, die Vorhänge würden zerreißen.

„Ach, das habe ich nicht gut gemacht“, sagte sie.

„Sapperlot“, sprach ich zu ihr, „mein Liebchen, du mußt ein wenig sparsamer damit umgehen. Mit diesem Geschütz kannst du im Kriege viel Geld verdienen.“ Es war nämlich meine Frau . . .“

Zahlreich aber sind die Rätsel und Anekdoten, die sich mit dem Crepitus beschäftigen. Schon die alten Griechen wußten einen skatologischen Witz zu schätzen. In der nur fragmentarisch überlieferten Komödie „Sphingokarion“ des Eubulos findet sich folgendes Rätsel:

„A: Es gibt ein Ding, das tönt ohne Zunge, hat für männliches und weibliches Geschlecht denselben Namen, ist eigener Winde Wärter, behaart, manchmal auch glatt, Unverständliches den Verständigen sagend, eine Melodie nach der anderen blasend. Eins ist es und doch vielerlei, und wenn man es durchstößt, bleibt es unverwundet. Was ist dies? Weißt du's nicht? — B: Kallistratos ist's. — A: Es ist der After. — B: Du redest Unsinn. — A: Doch, denn eben der Hintere tönt ohne Zunge, ein Ding für viele Verrichtungen, durchbohrbar, ohne verwundet zu werden, behaart und glatt und

(stimmt's nicht?) vieler Winde Bewahrer<sup>18a</sup>.“ Weit zahlreicher aber sind derartige Scherzfragen bei den Franzosen anzutreffen. In Bousaults Lustspiel „*Le Mercure galant*“ wird zum Beispiel dem Publikum bei offener Bühne folgendes Rätsel aufgegeben:

*Je suis un invisible corps  
Qui de bas lieux tire son être,  
Et se n'ose faire connaître,  
Ni qui je suis, ni d'où je sors.  
Par moi l'un des sens est touché  
D'une très maligne influence,  
Et l'on rougit de ma naissance,  
Comme on rougirait d'un Péché.  
Quand on m'ôte la liberté  
Pour m'échapper j'use d'adresse,  
Et deviens femelle traitresse  
De mâle, que j'aurais été.*

Weber, der uns von dieser Aufführung in Rastatt (XII, 302) berichtet, fügt hinzu, daß die Schauspieler vor Kichern kaum weiterspielen konnten. Daß es sich bei dieser Art theatralischer Freiheit nicht um einen Einzelfall handelte, bestätigt uns J. F. Castelli<sup>18b</sup>. Er berichtet hier von einer Vorstellung im Kreuzertheater zu Pest im Jahre 1809: „Man gab die ins Abscheuliche übersetzte Turandot oder die drei Rätsel, mit dem Beisatze: wobei Kasperl auch einen tüchtigen ‚Ratzen‘ loslassen wird.“

Von dem oben erwähnten Gedicht gibt es wiederum drei Varianten, zwei französische und eine deutsche. Die Vaterschaft der einen wird dem Abbé *Cotin* zugeschrieben. Sie lauten:

---

<sup>18a</sup> Paul Englisch, Geschichte der erotischen Literatur. Stuttgart, Julius Püttmann, 1927. S. 33.

<sup>18b</sup> Memoiren meines Lebens. Herausgeg. von Dr. Josef Bindtner. München, Georg Müller, 1913. Bd. I, S. 151.

*Je suis un invisible corps,  
 Qui de bas lieu mon estre tire,  
 Et personne a peine ose dire  
 Ny que je suis, ny d'ou je sors.*  
*Je parle et me tais à la fois,  
 Et bien souvent lorsqu'on me presse  
 Je deviens femelle traîtresse  
 D'hardi masle que je serois.*  
*Aucun œil ne me voit jamais,  
 Je suis plus fragile qu'un verre.  
 Mon bruit imite le tonnerre  
 Et je suis le bruit que je fais.*

Das andere lautet:

*Par moy l'un des sens est touché  
 D'une très facheuse influence,  
 Et l'on rougit de ma naissance,  
 Comme on rougirait d'un péché.*  
*Un poète eut sept villes pour soy  
 Dont chacune s'en disoit mère  
 Mais de qui se fit pour Homere  
 Jamais ne me fera pour moy.*  
*Je n'ay ni lustre ni splendeur,  
 J'ay des sœurs qui donnent à voire,  
 Je suis en fort mauvaise odeur,  
 Et si l'on parle de ma gloire.*  
*Mesdames, dont l'esprit charmant  
 De m'expliquer ose entreprendre,  
 Gardez-Vous bien de vous mesprendre  
 Et de me faire en me nommant.*

Und das deutsche Rätselgedicht heißt:

*Aus unbekanntem Ort und einem dunklen Haus  
 Als wie der Donnergrimm fahr' ich mit Schall hinaus.  
 Die nächsten jag' ich weg, die meiner heftig lachen,  
 Und wenn ich schleichens komm', kann ich Gezänke machen.  
 Ich bin Wind, Geist, blind, stumm und lasse mich doch hören,  
 Bin leichter als die Luft, und kann doch auch beschweren.*

Viel Väter hab' ich zwar, doch eine Mutter nur,  
Die mich verleugnen will, um mich tut manchen Schwur,  
Daß ich von ihr nicht bin. Es will mich niemand lieben.  
Mit meiner Gegenwart hab' ich gar viel vertrieben.  
Hätt' ich in der Geburt mich nicht so sehr gebückt,  
Die Mutter hätte mir das Blättchen eingedrückt<sup>19</sup>.

Hübsch ist auch das folgende französische Rätselgedicht:

*Je meurs au meme instant que je commence a naistre.  
Je suis toujours coupable, et ma mort seulement  
Me peut justifier du mauvais sentiment  
Que j'ay donne de moy des le point de mon estre.  
J'offense et quand je parle et quand on me fait taire,  
Je suis plus dangereux quand je deviens plus doux.  
Je nais avec eclat au sentiment de tous,  
Cependant ma naissance est honteuse au mon pere.  
Avecques les petits je gronde et parle en maistre,  
Mais avecques les grands je suis plein de respect  
Et souvent, sans parler, je me fais bien connaitre.  
Quant pour etre inconnu parfois je me deguise  
Le plus hardi me craint et n'ose m'approcher,  
Mais on me fuit a tort, estant mauvais archer,  
Car je scay que jamais je ne frappe ou je vis<sup>20</sup>.*

Das ureigenste Gebiet der Skatologie ist ja bekanntlich Frankreich. Welches andere Land könnte dieses doch immerhin einförmige Thema so variieren, ihm witzige Seiten abgewinnen, als gerade Frankreich? Eine kleine versifizierte Erzählung mit treffender Pointe sei hier wiedergegeben. Sie findet sich in „*Les Fanfreluches, Contes & Gauloiseries par Epiphane Sidredoulx, Président d'honneur de l'Académie de Sotteville-Les-Reouen*“. *Bruzelles, Gay et Doucé, Editeur 1879, S. 15—18, und betitelt sich:*

---

<sup>19</sup> Anthropoph., II, S. 81.

<sup>20</sup> *Recueil des Enigmes de ce temps, Paris, Guillaume de Luynes 1635, II. Enigme; Bibl. scatol., 72.*

## La belle Impéria

*Le beau pays que l'Italie!  
Son air est doux, son ciel est bleu;  
Et, sur cette terre de feu,  
Force est d'aimer à la folie,  
D'adorer ou la femme ou Dieu.*

*Hélas! trop souvent pour nos âmes,  
Nos cœurs légers s'en vont aux femmes,  
Comme les mouches vont au miel,  
Et, même à la porte du ciel,  
Se laissent piper par les dames.  
Rome, ce seuil du paradis,  
Cette ville papale est sainte,  
Sous Jules trois et Léon dix  
Aurait fait envie à Corinthe:  
Le palazzo, l'osteria  
Tout regorgeait de courtisanes.  
Parmi ces déesses profanes,  
Brillait surtout Impéria.  
C'était la belle entre les belles,  
Ses appas étaient sans rivaux;  
Même parmi les cardinaux  
Elle trouvait peu de rebelles,  
Tant elle avait d'inventions,  
D'attraits, de science profonde,  
De diabloques tourdions,  
Pour séduire et damner le monde.  
C'était chaque jour, chaque nuit.  
Nouveau moyen, nouveau déduit,  
Parquoi chaque amant de passage,  
Tantôt berné, tantôt séduit,  
Riait d'abord s'il était sage,  
S'il était sot restait vaincu.*

*Un soir, au prix de maint écu  
(Mille, dit-on, payés d'avance),  
De Lierne, ambassadeur de France,  
Eut une nuit d'Impéria.  
Sensible à si noble conquête,*

*Pour lui la belle déploya  
Ses plus brillants atours de fête.  
Grand, lumineux, souper fin.  
Lit de brocard et de satin,  
Coquette et légère parure  
Voilant à demi la nature  
Pour mieux exciter les désirs,  
Yeux animés par la luxure,  
George provoquant aux plaisirs,  
Corps apte et duit à la manoeuvre  
Des exercices de Vénus,  
Baisers donnés et retenus,  
Impéria mit tout en œuvre  
Pour plaire au généreux Français.  
Après trois ou quatre succès,  
Remportés non sans escarmouche,  
Comme ils demeuraient bouche à bouche,  
Plongés dans le ravissement  
D'une extase ardente et muette,  
Un éclatant crépitement  
Sortit du fond de la couchette.  
— Ah! peste! s'écria l'amant,  
Quel tarantara de trompette!  
Cela promet de la civette.  
Le gaillard doit sentir son fruit,  
S'il a l'odeur pareille au bruit!  
Je vois qu'un putain romaine,  
Comme une Française est sans gêne.  
— Il en peut être ainsi chez nous  
Une nourriture choisie  
Nous fait distiller l'ambroisie.*

*En parlant, elle ouvre les draps,  
Et tout à coup une odeur d'ambre  
S'exhale en parfum dans la chambre.  
De Lierne la presse en ses bras  
Pour faire oublier son offense;  
Et bruits alors de retentir,  
Parfums de se faire sentir,  
Et de Lierne, sans rien comprendre*

*A ce charmant bombardement,  
A plein nez aimait à le prendre.  
Qu'était-ce donc? Tout simplement  
Petits ballons remplis d'avance  
Da la plus délicate essence,  
Qu'Impéria, subtilement,  
D'un petit coup, avec adresse,  
Faisait éclater sous sa fesse.*

*Après maints ébats on s'endort,  
Quand un coup de foudre qui sort,  
En sursaut réveille de Lierne,  
Sous la courtine il met le né  
Pour mieux flairer le nouveau-né.  
Il aspire . . . . Ah! sois-je damné,  
Si jamais soufre de l'Averne,  
Soupirail puant de l'enfer,  
D'odeur plus forte embauma l'air!  
— Bran! s'écria-t-il. Par saint George,  
J'en au jusqu'au fond de la gorge.  
Jamais ne fus tant infecté.  
Dans le lit le diable a fienté.  
— Foin! dit la dame peu marrie,  
M'allez-vous intenter procès  
Pour cette autre galanterie?  
Je vous au fait un vent français  
Pour vous rappeler la patrie.*

Man vergleiche gegenüber diesem von Witz sprühenden französischen Produkt das folgende deutsche Elaborat! Hier ist es die unverblünte Deutlichkeit, die Häufung der scheinbar im unverfänglichen Sinne gedachten Hinweise auf die Dinge, die man „gehen lassen kann“. Dieser Brief, den ein mährischer Dorfschulmeister vor etwa sechzig Jahren an seine Behörde gerichtet haben soll, wurde in der k. k. Statthaltereikasse zu Brünn am 11. Juli 1866 vorgefunden und das Original dem König Wilhelm I. von Preußen, dessen Hauptquartier sich

nach der Schlacht von Königgrätz in Brünn befand, ausgehändigt, welcher den Brief beim Diner vom Geheimen Hofrat Schneider vorlesen ließ.

Der wortgetreue Inhalt des Briefes war folgender:

*Wohlgestrenger Herr Amtmann!*

*Ew. Wohlgeboren Gestrenger geruhen mir nicht übel zu nehmen, daß ich Dieselben mit diesem billigen Anliegen noschiere (molestiere), und mich beklagen muß, daß die Leute gar keine Kinder in die Schule wollen gehen lassen, obschon jetzt keine Feldarbeit ist. Meine Besoldung trägt wenig ein, so daß ich mich mit Weib und Kind kümmerlich durchbringen muß.*

*Der Urban Bohling läßt einen gehen, das wäre einer, Mathias Huth läßt auch einen gehen, das wären zwei, der Kirchvater läßt ebenfalls einen gehen, das sinter drei, der Heinrich Schneider hat einen großen gehen lassen, der Fischer ebenfalls einen großen, das sinter fünf, der Fischer hat außerdem noch einen, den er könnte gehen lassen, und tut es doch nicht. Der Martin Schulz läßt einen gehen, aber nicht immer; das wären endlich sechs. Der Hans Krebs hat drei und läßt doch keinen gehen. Der Nachbar Seppel Sticks hält sich am besten, er läßt drei auf einmal gehen, das sinter endlich neun. Die Michel Seppel Muhme läßt auch einen kleinen gehen, das sinter zehn; sie wollte einen großen gehen lassen, aber das war ihr nicht möglich. Ich habe den Michel Seppel freundlichst angeredet, warum er nur einen gehen läßt, und er gab mir zur Antwort, daß es ihm nicht allemal möglich wäre — und einen möchte er überhaupt bei sich behalten, wenn er einmal in Verlegenheit wäre. Der Pohl ließe gern einen gehen, aber er ist immer krank, und da geht es nicht; er hätte ihn vielleicht schon gehen lassen, aber seine Mutter hat ihm abgeraten. Ich mein' aber, wer einen hat, der soll ihn gehen lassen, denn zu Hause sind die Schelme doch nichts nütze und verursachen nur Ärger. Der Müller Berthold läßt zwar auch einen gehen, der stinkt aber vor lauter Faulheit. Das sinter elf.*

Wenn also heute einer einen gehen läßt und der andere morgen, was kommt da heraus? — Daher bitte ich Ew. Wohlgeboren gestrengen Herrn ganz unterthänigst, sich meiner meines zu erbarmen und zu befehlen, daß jeder, der einen hat, ihn gehen läßt, damit viele gehen und einer den andern nicht hindert, denn das bringt kein Gut', den Weibern aber aufzugeben, daß sie dieselben nicht aufhalten sollen wie die Wallauer, denn er, der Wallauer, hat einen gehen lassen, aber sie hatte ihn unterwegs aufgehalten und nach Hause geführt. Also dürfen Ew. gestrenger Herr mir keine Schuld geben, so wie auch ich keinen Fleiß spare.

Auch habe ich anzuzeigen, daß die Leute hier große Säue sind, weil sie an der Kirche herum Unreinlichkeiten machen. Da wäre denn meine Meinung, daß sich das Amt dareinlegen sollte. Und bei der Musik tanzen die Weibsbilder so toll, daß ihnen die Kittel bis auf den Kopf schlagen, da sollte doch die Geistlichkeit eine Ansicht davon nehmen. Auch besaufen sich die Bauern so toll und so voll, daß sie speien, da sollte doch der Richter sein Maul aufmachen und solche Sachen dem gnädigen Herrn vortragen. Auch wird in den Nächten soviel gestohlen, daß kein Mensch mehr etwas hat. Die Obrigkeit muß besser wirken, sonst giebt's kein gutes Ende.

Ich bitte also und hoffe auch, daß Ew. Wohlgeboren gestrenger das Beste thun und darüber einen scharfen Befehl werden ergehen lassen.

Achtungsvoll

Ew. Gnaden unterthänigster

Harras

Lehrer und Cantor.

Derartige skatologische Scherze und Anekdoten sind heute noch immer gesellschaftsfähig — unter der Voraussetzung, daß plumpes Vorbringen vermieden wird. Man verstößt mit keinem Worte gegen den Takt und versteht doch, alles Wünschenswerte mit der erforderlichen Deutlichkeit auszudrücken. Als charakteristische

Beispiele wähle ich zwei Anekdoten aus dem „Ulke“, der Wochenbeilage des „Berliner Tageblatts“:

### Die gepreßten Töne

*Max Reger, der große, allzufrüh verstorbene Tonkünstler, dirigierte einst ein Orchester vor einer fürstlichen Dame. Als Abschluß des Konzertes ließ er eine musikalische Humoreske spielen, wobei die Bläser ihren Instrumenten ganz eigentümliche schnurpsende Töne entlocken mußten.*

*Nachdem der rauschende Beifall verklungen war, zog die Fürstin den Dirigenten leutselig in ein Gespräch und fragte ihn schließlich: „Sagen Sie, Herr Musikdirektor, diese sonderbar gepreßten Töne, welche die Musiker in dem letzten Stück hervorbrachten — machen sie das mit dem Mund?“*

*Max Reger lächelte nur etwas sarkastisch und sagte: „Ich hoffe!“*

### Drei Schrote

*Max ißt Fasan.*

*Eine große Portion.*

*Max verschluckt drei Schrotkörner.*

*Max geht schlafen.*

*In seinem Zimmer schläft auch Treff, der Jagdhund.*

*Am nächsten Morgen ist der Hund tot.*

*Erschossen.*

### Der Autographenjäger

*Ein österreichischer Staatsmann wurde in Marienbad von Schwärmern und Autographensammlern überallhin verfolgt. Selbst an einen ganz „weltfernen“ Ort kamen die Bittsteller.*

*Ein Unentwegter klopfte dort an: „Verzeihen S', Herr Graf, meechten S' mir nicht 'n Autogramm dedizieren?“*

*„Haben S' Papier . . . Papier . . . Papier?“ fragte nervös von drinnen der Staatsmann, der in diesem drängenden*

*Augenblick an alles andere, nur nicht an seinen Namenszug dachte.*

*„Aber versteht sich“, erwiderte in höchster Rage der Autographentiger.*

*„Na, da geben S' unten durch“, sagte der Graf.*

*Es geschah. Der andere schmunzelte.*

*Eine Viertelstunde später trat sichtbar erleichtert und lächelnd der große Mann heraus. Der kleine Mann verbeugte sich tief: „Darf ich freundlichst um mein Papier ersuchen?“*

*Der Staatsmann erwiderte verwundert: „Aber, bester Herr, so sehr verehren dürfen S' mi nun doch nicht!“*

*E. H. S.*

Auch die neuzeitlichen *Rätsel*, in denen sich das Volk mit dem *Crepitus* befaßt, sind überaus zahlreich. Ich führe nachstehend einige Beispiele an, wobei ich mich natürlich nur auf charakteristische Proben beschränken kann:

1. Was ist der Furz für ein Landsmann? (Ein Darmstädter.)
2. Was hat der Furz für eine Religion? (Er ist ein Quäker.)
3. Wie kann man den Furz am meisten ärgern? (Wenn man durch ein Sieb furzt, dann weiß er nicht, bei welchem Loch er hinaus soll.)
4. Wie kann man einen Furz in fünf Teile teilen? (Man bläst ihn in einen Handschuh.)
5. Ich gebe dir in jede Hand einen Spatzen, es kommt dir einer aus. Wieviel bleiben dir? (Zwei, ausgekommen ist der Furz.)
6. Was ist spitzer als die Nadel? (Der Furz, er geht durch die Hose und macht doch kein Loch.)
7. Was ist ein Furz? (Ein unglücklicher Versuch, den Hintern zum Sprechen zu bringen.)

8. Welcher Fisch farzt einen halben Ton tiefer als die andern? (Der Barsch, denn er hat ein „b“ vorm Arsch.)

Ebenso hat der Volksmund Hunderte von Sprichwörtern, die den Furz als *tertium comparationis* erwähnen.

Auch hierfür nur einige Beispiele:

1. Eigene Fürze riechen wohl.
2. Er macht aus einem Furz einen Donnerschlag! sagt man von einem aufschneiderischen Menschen.
3. Er ist keinen Furz wert! als Zeichen der Verachtung.
4. Jeder Furz kommt ihm in die Quere! sagt man von einem Cholerischen.
5. Man würde eher einen Furz aus einem toten Esel herausbringen als ein Wort von ihm! womit man einen Schweigsamen bezeichnet.
6. Man muß nicht starker farzen wollen, als der Ars vermag, das heißt: Schuster, bleib bei deinem Leisten!
7. Aus Liebchens Arsch riecht lieblich auch der Furz.

*Anekdoten*, die sich mit dem Furz befassen, sind verhältnismäßig gering, wenn man das große Kontingent, das die Skatologie für die übrigen Gebiete liefert, daneben stellt. Einige wenige seien wiedergegeben:

1. Einem Barbier kommt beim Rasieren einer aus. „Das ist aber eine musikalische Stube,“ sagt der eben rasierte Jude, „da kann man was aus dem ‚Barbier‘ hören.“ — „Geben S' Ihrer Frau Mutter einen Radi zu essen, dann können S' was aus der ‚Jüdin‘ hören!“ entgegnet der schlagfertige Barbier.

2. Bei einer Gräfin war eine Gesellschaft zum Tee versammelt. Ein ungarischer Major (wohl der Mikosch) machte der Hausfrau stark den Hof, und als der Diener kam, zum Tee zu bitten, sprang der Major auf und bot der Gräfin den Arm. Als beide zur Tür des Neben-

zimmers gelangten, wollte aber niemand die Tür zuerst durchschreiten, und so kam es, daß plötzlich beide zwischen der schmalen Tür steckten und der Major bei dieser Gelegenheit einen fahren ließ. „Ah, so was ist mir aber noch nicht passiert!“ rief entrüstet die Gräfin aus. „Jo, is Ihne dos passiert?“ fragte der Ungar, „hob ich geglaubt, is mir!“

3. Dr. von Waldheim<sup>21</sup> bringt ein sehr unappetitliches Geschichtchen, in dem von einem Knaben erzählt wird, der jeder Frauensperson unter die Röcke kroch. Um ihn davon zu heilen, aß die Magd eines Tages Sauerkraut, Zwiebeln und Heringe, und als der Knabe wieder seiner Leidenschaft nachging, wurde er von den Düften, die sich unter den Röcken gebildet hatten, derartig entsetzt, daß er für immer von seiner Leidenschaft geheilt war.

4. Ein alter Herr, erzählt eine deutsche Anekdote des achtzehnten Jahrhunderts<sup>22</sup>, saß bei einem Gastmahl an der Seite einer alten Dame, die furchtbar von Blähungen heimgesucht wurde und mit leisen Winden die Geruchssinne ihres Nachbarn sehr unangenehm berührte. Ärgerlich hierüber, und da es ihm gelegen kommt, läßt er ganz laut einen treten. Die Gesellschaft ist empört über solchen Frevel. Aber ganz gefaßt erhebt sich der Übeltäter und spricht: „Meine Herren und Damen, entschuldigen Sie, aber ich habe nur laut ausgesprochen, was meine Nachbarin mir beständig zuflüstert.“

---

<sup>21</sup> In Anthropophytheia, VI, 221. Die vorstehenden Anekdoten sind ebenfalls den Anthrop., II, S. 31—64 und 207—208, die Sprichwörter Dr. Kainis, Die Derbheiten im Munde des Volkes, Leipzig, o. J., entnommen.

<sup>22</sup> Aus einem handschriftlichen Exemplar der „Canthariden“.

Auch unsere Altvorderen mögen hier zu ihrem Recht kommen. Montanus berichtet uns in seinem „Wegkürztzer“ folgenden Schwank:

*Ein Baur läßt (mit Gunst zu melden) ein Furtz und spricht zum Teuffel, er soll ein Knopff daran machen.* Ein verwegener, böser Bauer saß in einem Dorff, der vil Güter hett und sehr reich war. Nun war es eben um die Ernd, das er solt Schnitter auf dem Veld haben, die ihm das Korn und ander Frucht abschnitten. So thauret ihm das Gelt übel, das er den Taglönern geben solt, derhalb er Tag und Nacht trachtet, wie er doch solche Frücht on sein Kosten möchte heim zu Haus bringen. Und in solchem seinen Betrachten, kam der Teuffel in Menschen Gestalt zu ihm und fraget ihn, warum er doch in so großen Ängsten läg, er solte ihm anzeigen, ob er ihme möchte behilfflich sein. Der Baur sagt: „Lieber Bruder, ich hab vil Frucht auff dem Veld, die soll ich nun alle Tag abschneiden und heimföhren lassen, so thauret mich nur das Gelt. Darumb vermeinest du mir einen guten Rhat zu geben, so thue es!“ Der Teuffel sprach: „Wann du hernacher mein wilt sein, so wil ich dir die Frucht alle zu Hausse föhren.“ Der listig Baur, der wol getrawet den Teuffel zu betriegen, bald antwort und sprach: „Wann du drey Ding wilt tun, die ich beger, so wil ich hernacher mit dir, wa du hien wilt.“ Der Teuffel war solchs wohl zufriden und fraget, was er thun solt. „Wolan,“ sprach der Baur, „dieweil du dich solches underwunden hast, so geh hien und thu mir alle Frucht on Schaden herein, die auff dem Veld stond! Wann solches geschehen, will ich dir weitere sagen, was du thun solt.“ Der Schwartzman, den solchs nit schwer däucht, bald hienging und die geheißenen Ding verbracht und bald

wider zum Bauern kam, ihn fraget, was das dritt und letzt were. Nun hett der Baur am Morgen fru rohe Rüben gessen, davon er wol fartzen mochte. Derhalb einen großen Furtz ließ und zum Teuffel sprach: „Hör, Bruder, fahden und mach ein Knopff dran!“ Solches ware dem Teufel unmöglich, hienzoge und den Bauren sitzen lies.

In Jakob Freys „*Gartengesellschaft*“<sup>23</sup> findet sich gleichfalls ein ergötzliches Schwänklein.

Ein Burgermeister einer Statt ward zu der Hertzogin von Osterreich geschickt, bottschaft zu werben. Und unter der Ovation und Rede entfur im, ich weiß nit was, die Kochersperger nennet ein Furtz. Er bewegt sich nit darumb, sunder redt sein Werbung für sich. Die Fürstin nam sich dessen nit an, ob sie es gehört hette. Die Junckfrawen aber, die hinder der Fürstin stunden, lachtend und sahend einander an. Gleich bald so laßt aich iren eine vor Lachen, das sie nit verbeißen kundt, ein junckfrawen fürtzlin, das es knalt. Als das der Burgermeister hort, sagt er: „Wolan, lieben Junckfrawen, lassends in der Ordnung herum gehn! Wann mich dann die Zal begreifen würt, so wil ich wider anheben.“ Gleich wie er also standthafftig in seiner Red war und die Junckfrawen auch het schamrot gemacht, hub yederman an von hertzen zu lachen.

---

<sup>23</sup> Hrsg. v. J. Bolte, Stuttgart 1897.

## Das Skatologische im Glauben und Brauch der Völker

### I. Skatologische Gottheiten

Die Verehrung, die die Ägypter dem Dreck-, Stutz-, Mistkäfer oder dem Skarabäus zollten, ist ja bekannt. Außerdem besaßen sie, ebenso wie die Römer, ihren Gott der Darmwinde. „*Crepitus*“, so berichtet ein Altertumsforscher, „ist eine von den lächerlichen Gottheiten, welche die Ägypter verehrten, und vor dem sie mehr Scheu sollen getragen haben als vor dem Serapis. Man hat seine Abbildung noch aus einem Karniol geschnitten, wo er als ein junges Kind gestaltet ist, welches sich in der Stellung eines Menschen befindet, der Winde streichen lassen will und sich deswegen anstrengt. Auf dem Kopfe hat es statt der Mütze einen Dreckkäfer als ein sehr schickliches Sinnbild dieses Gottes. Auf einem anderen irdenen Denkmale steht er aufgerichtet mit in die Seiten gesetzten Armen, wodurch er sich gleichsam drängt, die Winde loszuwerden, die ihm in seinem aufgeblähten Bauche beschwerlich sind. Man hält aber diese ganze Gottheit für erdichtet<sup>1</sup>.“

Auch der israelitische und moabitische *Baal-Phegor*, dessen Kultus „mehr schmutzig als obszön“ war, muß

<sup>1</sup> Benjamin Hederichs gründliches mythologisches Lexikon, worinnen sowohl die fabelhafte als wahrscheinliche und eigentliche Geschichte der alten römischen, griechischen und ägyptischen Götter und Göttinnen etc., ansehnlich vermehrt und verbessert von Johann Joachim Schwaben. Leipzig in Pleditschens Handlung, 1770, S. 793; vgl. a. Bibl. scat. Nr. 32.

als skatologische Gottheit angesehen werden. Der Dienst, den man ihm erwies, bestand in der Verbindung des Aktes der Defäkation mit geschlechtlichen Ausschweifungen<sup>2</sup>, und „einige haben denjenigen in ihm zu finden geglaubt, den man unter dem Namen Crepitus anderswo verehrt hat“. „Peor“ soll von einem Stammwort herkommen, welches „zu Stuhle gehen“ bedeutet. Daher wollen denn einige, die Ebräer hätten den moabitischen Gott des Donners, Baal-Roem, aus Spott den Gott der Bauchwinde genannt<sup>3</sup>.

Ebenso verehrten die alten Mexikaner in Tlazoltecotl oder Ixcuina eine skatologische Gottheit, deren kopro-lagnistischen Ursprung Brasseur de Bourbourg mit folgenden Worten bezeugt: „*Tlacoltecott, la déesse de l'ordure, ou Tlycolquani, la mangeuse d'ordure, parce qu'elle présidait aux amours et aux plaisirs lubriques*“<sup>4</sup>.

Jedenfalls kann es keinem Zweifel unterliegen, daß es wirklich einen Gott der Bauchwinde gab. Schon vor Bourke haben sich andere Gelehrte in langen Abhandlungen mit dieser Frage befaßt. So erschien 1768 eine „*Oratio pro crepitu ventris, habita ad patres crepitantes ab Em. Martins Cosmopoli, ex typ. societatis patrum crepitantium, Paris*“, welche Schrift Mercier de Compiègne ins Französische übersetzte unter dem Titel: „*Eloge du Pet, dissertation historique, anatomique et philosophique sur son origine, son antiquité, ses vertus, sa figure, les honneurs qu'on lui a rendue chez les peuples anciens etc. Paris, Favre, an VII.*“

---

<sup>2</sup> J. A. Dulaure, *Des divinités génératrices ou du culte du phallus chez les Anciens et les Modernes. Paris 1885, S. 67 ff.*

<sup>3</sup> Hederichs mytholog. Lexikon, a. a. O., S. 499.

<sup>4</sup> J. G. Bourke, *Scatologic Rites of all Nations. Washington 1891, S. 130.*

Die Römer besaßen sogar mehrere der hier in Frage kommenden Gottheiten:

1. Den *Stercus*, den Vater von *Picus*, den Erfinder der Erddämpfe<sup>5</sup>.

2. Den *Sterculius*<sup>6</sup>, *Stercutus* oder *Sterculinus*, die Gottheiten des Mistes. Man beglückte auch den Gott *Faunus* mit diesen beiden Beinamen. *Sterculius* soll auch die Felddüngung erfunden haben, weshalb man ihn den Gott des Ackerbaues nannte<sup>7</sup>. Außerdem hatte er die Obhut über die Latrinen<sup>8</sup>.

3. Weiterhin besaßen die Römer eine Dreckgöttin, die *Venus Cloacina*. Ob sie ihr Verehrung angedeihen ließen, ist natürlich eine andere Frage. Sie hatte ihren Tempel auf dem *Comitium*, der folgender Ursache seine Entstehung verdankt: Als man einst eine weibliche Statue in einer Kloake fand und nicht wußte, was sie vorstellte, heiligte sie *Titus Tatius*, und weil sie in der Kloake gefunden worden war, nannte man sie *Cloacina*. Indessen ist die Herkunft dieses Namens durchaus nicht verbürgt.

## 2. Abergläubische Gebräuche

Über dieses Thema liegt bereits eine umfassende Darstellung vor: „*Bourke*, Der Unrat in Sitte, Brauch und Glauben der Völker“ (Beiwerke zu den *Anthropophytheia*, Bd. 1). Ich verweise hierauf und kann mich infolgedessen nur kurz fassen.

Sehr charakteristisch sind in dieser Hinsicht die süd-

---

<sup>5</sup> Augustinus, *De civ. Dei* 1. 18, c. 15.

<sup>6</sup> Macrobius, *Satur.* I, 7.

<sup>7</sup> Hederich, a. a. O., S. 2261; Bourke, a. a. O., S. 127—128.

<sup>8</sup> Lactant. *Adv. gentes* 1. 4.

slawischen und magyarischen Gebräuche<sup>9</sup>. Will man jemandem ein Leid zufügen, so nehme man Exkremente, vergrabe sie auf einem Berge, nachdem man in das Loch vorher dreimal den Namen der zu bezau-bernden Person hineingerufen hat und scharre das Loch gut zu.

Will man den Tod eines Menschen herbeiführen, so sperre man einen schwarzen Hund ein und gebe ihm bei abnehmendem Monde auf Brot etwas vom Sperma des Mannes oder dem Menstrualblut der Frau oder von ihrer Nachgeburt oder von der Nabelschnur zu fressen, dann sammle man den Kot des Hundes, pulverisiere ihn und mische ihn in die Speisen des Menschen, von dem man die erwähnten Dinge heimlich erlangt hat und dem man den Tod wünscht.

Will man eine Frauensperson unfruchtbar machen, so reibe man die Genitalien eines toten Mannes mit dem Menstrualblut des betreffenden Weibes.

Impotenz kann dadurch entstehen, daß man die Kraft bindet, indem man dem Schlafenden um die Genitalien ein Haar wickelt oder seinen Urin auf das Grab gießt. Dabei spreche man: Ich gebe dir das, was du nicht brauchst, ich nehme dir das, was er nicht haben soll.

Die größte Furcht bezeigt der Magyare vor den Hexen, da er ihnen die Macht zuschreibt, die ihnen unsympathischen Menschen verzaubern zu können. Das beste Zaubermittel erhalten diese Hexen, wenn sie ein Totenbein, auf das sie vorher ihren Urin lassen, mit Weihrauch füllen. Dadurch versetzen sie sich in die Lage,

---

<sup>9</sup> Vgl. Heinrich von Wislocki. Aus dem Volksleben der Magyaren. Ethnologische Mitteilungen. München 1893.

alle Türen öffnen und jeden Menschen einschläfern zu können. Wo die Hexen ihre Versammlungen abhalten, da wächst kein Gras mehr, da sie alles Grüne durch ihren Urin vergiften. Um ihre unheilvolle Macht zu brechen, muß man sich folgender Mittel bedienen: In der Nacht des 1. Mai soll man bestrebt sein, etwas von den Exkrementen einer Hexe zu erhalten. Diese Ausscheidungen soll man verbrennen und die Asche im Haus und Hof verstreuen. Dadurch wird man erreichen, daß keine Hexe je mehr wieder da einkehren wird.

Im Kalotasceger Bezirk wirft am Vorabend des Georgstages die Hausfrau ein Stroh Bündel, auf das sie uriniert hat, auf das Dach, und das Haus ist geschützt vor Hexenbesuchen. Läuft in der Georgsnacht ein Weib nackt um den Acker herum, so ist die Saat vor Hagel geschützt. Dieselbe Anschauung findet man auch bei den indianischen Völkerschaften vertreten, was Longfellow in seiner „Hiawatha“ sehr anschaulich schildert. Die Magyaren vergrößern aber diesen sinnigen Brauch. Bei ihnen muß dabei der Mann in die vier Ecken des Ackers urinieren, dann hat er weder Hagel noch Überschwemmung zu befürchten<sup>10</sup>. In Vorpommern und Rügen urinierte ehemals der Bauer ebenfalls auf dem Felde, damit das Korn gut wachsen sollte<sup>11</sup>.

Auch als Aphrodisiakon dient die Verwendung von Exkrementen: Kocht der Mann, sagt man bei den Magyaren, seinen Samen mit dem Urin des Weibes, das er begehrt, und gibt er diesen Absud dem Weibe in die Speisen oder Getränke, so muß es ihm willig werden.

---

<sup>10</sup> Anthrop., V, 280; Seligmann, Der böse Blick und Verwandtes, Berlin 1910, I, 300 ff.

<sup>11</sup> F. v. Schlichtegroll in Anthrop., VII, 212.

Hier liegt wohl die Anschauung zugrunde, daß die zwei eins sein sollen, daß eins in dem andern aufgehen soll, was sich am besten in der Redensart: Ich möchte dich vor Liebe fressen! manifestiert. Dem Liebenden ist alles, was von der Geliebten kommt, rein und heilig, die Liebe bindet ihm Scheuklappen vor die Augen, so daß ihm selbst der Kot der Geliebten lieblich duftet. Die „Kryptadia“ und „Anthropophytheia“ führen manches bezeichnende Beispiel hierfür an. Ich zitiere hier nur eine Anekdote<sup>12</sup>: Ein Jüngling und ein verheiratetes Frauenzimmer gaben einander ein Stelldichein. Der Jüngling verspätete sich, traf das Weib nicht mehr an, sondern ihren Dreck. „O du schöner und süßer Leib, in dem du dich befunden!“ und der Jüngling hub den Dreck zu küssen an.

Um jemanden in sich verliebt zu machen, koche man seinen Urin. Der, dem es gilt, gerät in starken Schweiß und wird um so verliebter, je stärker der Sud brodelte. Das Mittel wird auch angewandt, um Kranke in Schweiß zu bringen, doch muß man sich hüten, den heißen Urin zu plötzlich vom Feuer zu nehmen, da das unfehlbar den Tod des Betreffenden zur Folge haben könnte<sup>13</sup>. Das gleiche Mittel, zur Liebe anzureizen, kennt man auch im Banat. Hier trachtet das Mädchen, das einen Burschen fesseln will, um jeden Preis zu seinem Halstuch, zu seinem rechten Socken und zu seinem Urin zu kommen. Das alles kocht sie von einer Mitternacht zur andern und gießt das Gebräu unter ihre Schwelle, über die er treten muß, wenn er zu irgendwelchen Geschäften schreiten will<sup>14</sup>. Auch

---

<sup>12</sup> Anthr., VII, 425.

<sup>13</sup> Anthr., VII, 214.

<sup>14</sup> Anthr., VII, 275.

wenn ein Weib einem Manne von dem Wasser, womit sie ihre Geschlechtsteile gewaschen hat, zu trinken gibt, wird er wie rasend nach ihr<sup>15</sup>. Das gleiche glauben die Weiber Bosniens und der Herzogowina zu erreichen, wenn sie einige Tropfen Menstrualblut mit Honig vermischt, zu einem Teig aus weißem Mehl geknetet und gebacken, dem jungen Burschen zu verspeisen geben<sup>16</sup>. Daß die Ausscheidungen des Körpers als Heilmittel angesehen werden, hat Paullini in seiner „Dreckapotheke“ ja anschaulich geschildert. Auch heute noch ist dieser Aberglaube nicht ausgestorben. Nur einige Beispiele für viele:

Bei den Südslawen gilt als Mittel gegen Ohrenschmerzen: Man lege sich mit dem Kopf auf die Türschwelle und mit den Füßen gegen die Stube und lasse sich von seiner Patin seinen eigenen Urin ins Ohr gießen.

Auch heute noch wird Kot und Urin als Heilmittel vielfach verwendet, und nicht nur bei weniger kultivierten Völkerschaften, sondern auch in Staaten, die stolz sind auf die Fortschritte in ihrer Zivilisation. Schwindsüchtige trinken in Schlesien ihren eigenen Urin, um von der Krankheit zu genesen. Gegen die Gelbsucht soll ein äußerst ekelhaftes Mittel helfen, nämlich Läuse von dem Kopfe einer Person, die den gleichen Taufnamen führt wie der Patient. Diese sollen in einen Apfel gesteckt, und dieser soll gebraten verzehrt werden. Doch noch nicht genug damit. Es bedarf dazu noch des Kotes dieses Menschen, den man an die Stelle des Dotters eines hartgekochten Eies verpflanzt. Dieses Ei muß heimlich unter das Altartuch gelegt werden, damit der Priester drei Messen darüber liest.

---

<sup>15</sup> Anthr., VII, 280.

<sup>16</sup> Anthr., VII, 282.

Nach dieser Zeremonie muß der Patient das Ei neun Tage bei sich tragen<sup>16a</sup>.

Hildegard als Äbtissin des Klosters auf dem Rupertsberg bei Bingen, 1179 gestorben, rühmt in ihrem „*Libri subtilitatum diversarum natur. creatur.*“, dem ältesten in Deutschland verfaßten Werk über Mönchsmedizin, warmes Uterinblut einer Jungfrau als Mittel gegen Podagra<sup>17</sup>. Und noch im siebzehnten Jahrhundert schreibt ein „Liebhaber der Medizin“: „Die Schmerzen des Podagra stillt die monatliche Zeit einer Jungfrau, wenn man selbige warm darauf streicht<sup>18</sup>.“ „Daß einer im Stechen und Turnieren allezeit obsieget: Nimm ein Stück von dem Hemd einer Jungfer, so zum ersten Male die Monatsreinigung bekommen. Wickle das in ein neues Hosenband, so eine reine Jungfrau gemacht, und binde es auf die bloße Haut unter den rechten Arm, so wirst du die Wirkung spüren<sup>19</sup>.“ Das Rezept verrät aber nicht, ob das Mittel auch dann wirkt, wenn der Gegner im Turnier sich des gleichen Amuletts bedient. Auch Urin einer Jungfrau hob alle Augenblendung auf und zerstörte dadurch alle Machinationen der Magier<sup>20</sup>.

---

<sup>16a</sup> Nach dem Bericht der „Voss. Ztg.“, Nr. 41 von 1728, wohnten zu Mecheln im österreichischen Brabant einige „Laboranten, welche aus Menschenkot und Urin ein allgemeines Gesundheitsmittel machen wollen“.

<sup>17</sup> Gesta Romanorum, übersetzt von J. G. T. Grässe, Leipzig 1905, cap. 115.

<sup>18</sup> H. L. Strack, Das Blut, München 1902, S. 29; Curieuse, Neue, seltene, leichte, wohlfeile, gewisse, bewehrte, nützliche, nöthige, ergötzliche und Verwunderungswürdige Haus-Apotheke etc. Von einem Liebhaber der Medizin, Frankfurth am Mayn 1699, S. 50.

<sup>19</sup> Dr. Heinr. Br. Schindler, Der Aberglaube des Mittelalters, Breslau 1858, S. 165 ff.

<sup>20</sup> Schindler, a. a. O., S. 166.

Eine originelle Heilmethode erzählt uns auch Brantome von Brusquet, dem Hofnarren König Heinrichs II., Franz' II. und Karls IX. Als er einen Hofmann von einer heftigen Kolik befallen sah, empfahl er ihm folgendes prompt wirkende Heilmittel: „Ich stecke“, sagte er, „in solchen Fällen einen Finger der Linken in den Mund, einen Finger der Rechten in die untere Öffnung, dann wieder umgekehrt, eine halbe Stunde lang.“ Einen Beweis, wie zäh derartige Schnurren im Gedächtnis des Volkes haften, bietet die Tatsache, daß sie noch in unserem Jahrhundert Friedrich den Großen in den Mittelpunkt dieses Begebnisses stellt. Der große König hatte nämlich einmal ein Geschwür im Halse, das die Ärzte nicht zu schneiden wagten. Es würde aber zum Aufbrechen kommen, wenn der Patient einmal von Herzen lachen würde. Dieses Verdikt der Ärzte drang zu einem Korporal, der bei einer Besichtigung durch Friedrich seinen Leuten befahl: „Hosen runter! Zeigefinger der Linken in den Mund, Zeigefinger der Rechten in den Arsch!“ Und nach einigen Minuten: „Wechselt!“ Der beabsichtigte Erfolg soll auch prompt eingetreten sein.

Von einer Heilung durch Urin weiß uns Diodor von Sizilien zu berichten: „Ein König von Ägypten, der seit zehn Jahren blind war, bekam vom Orakel den Rat, seine Augen mit dem Urin einer Frau zu waschen, die die Treue gegen ihren Mann niemals gebrochen hätte. Der König gebrauchte zunächst den Urin seiner Gemahlin, darauf den Urin der Gemahlinnen seiner Hofleute und den von vielen Weibern seiner Residenz. Allein keiner von allen verschaffte ihm sein Gesicht wieder. Endlich hatte der Urin einer armen Gärtnersfrau für ihn die erhoffte Wirkung. Er ließ alle Weiber,

deren Untreue er auf diese Weise erfahren, umbringen und nahm die Gärtnersfrau zur Gemahlin.“

In Syrien soll das Urintrinken, um einen plötzlichen Schreck zu bannen, gebräuchlich sein<sup>21</sup>, während die afrikanischen Dinka sich, wie Schweinfurth erzählt<sup>22</sup>, täglich mit Rinderurin waschen. Auch bei den Eskimos gilt Urin als hochgeschätzte Flüssigkeit, und bei Tische zu pissen, erscheint ihnen ebensowenig wie den alten Römern ekelregend. Und diesem Beispiel eiferten noch im vorigen Jahrhundert deutsche Studenten nach, die, um nicht vom Tisch aufstehen zu müssen, sich darunter hatten einen Trog machen lassen, in den sie nun ihr Wasser abschlugen, ohne sich zu erheben<sup>23</sup>. Und die Gräfin Lulu von Thürheim berichtet in ihren Memoiren<sup>24</sup>: „Mein Vater erzählte mir öfters, daß in seiner Jugend der Kapuziner so ziemlich die Rolle des ehemaligen Hofnarren eingenommen habe. Beim Fürsten Schwarzenberg hatte er gesehen, wie sich im Momente, als der Kapuziner das Tischgebet vollendete, ein Bächlein unterhalb seines Stuhles sich ergoß. Solchergestalt waren die Spässe im achtzehnten Jahrhundert in Österreich.“

Daß auch heute noch viele Naturdoktoren lediglich aus dem Urin die Art der Krankheit erkennen und danach ihre Diagnose stellen, ist ja bekannt, und auch die zünftige ärztliche Wissenschaft geht daran nicht achtlos vorüber. Daß aber ein Arzt den Urin des Kranken auch kostet, dürfte wohl eine Fabel sein. Eine

---

<sup>21</sup> Bernhard Stern, *Medizin, Aberglauben und Geschlechtsleben in der Türkei*, Berlin 1903, I, S. 214.

<sup>22</sup> Ebenda, S. 206.

<sup>23</sup> Kaspar Risbeck, *Briefe eines reisenden Franzosen über Deutschland an seinen Bruder zu Paris*. 2. A. 1784, I, S. 105.

<sup>24</sup> *Mein Leben 1788—1819*, 2. Band, München 1913, S. 25.

Anekdote weiß allerdings davon zu berichten: „Der Leibarzt eines indianischen Sultans besuchte seinen Herrn, welcher an einer hitzigen Krankheit darniederlag, und bei einem seiner Besuche betrachtete er den Urin, welchen sein Herr kurz vorher gelassen hatte, sehr aufmerksam. Eine Hofschranze, die dabeistand, sagte zu ihm, daß er ihn auch kosten solle. Er hielt es für widerrechtlich, sich eine Nachlässigkeit zuschulden kommen zu lassen, welche vielleicht mit dem Tode hätte bestraft werden können, und kostete ohne Verzug<sup>25</sup>.“

Die früheren Ärzte behaupteten auch, aus dem Urin des Weibes leicht auf verletzte oder unverletzte Jungfernschaft schließen zu können. „Der Urin einer Jungfrau“, sagte einer<sup>26</sup>, „ist klar und rein, der von Frauen hingegen trübe und dick.“ Ferner: „Die Jungfrauen können in einem Bogen das Wasser lassen, welches die Frauen nicht können, wegen der Schlaffheit der Teile.“ Ein anderer meinte: „Eine unverletzte Jungfrau läßt den Urin in einem dünnen Strom und mit einem gewissen Zischen, eine Frau hingegen wird allezeit in einem breiten Strom und mit weit größerem Geräusch ihr Wasser lassen. Denn bei der ersteren sind die Urinwege verengert, bei der anderen weit und erschlafft.“ Ein dritter versichert, daß er Jungfrauen gesehen habe, „welche Wände hoch hätten pissen können,“ andere, Deflorierte, „könnten aber dies so wenig, daß sie sich alleweil selbst benetzt haben“. Dazu paßt, was in der „*Zimmerschen Chronik*“ berichtet wird:

Eine Klosterfrau (!) hat mit zwei Rittern gewettet,

---

<sup>25</sup> Medizin Vademekum, I, Nr. 43, 15.

<sup>26</sup> Medizin. Vademekum, I, 49, Nr. 4 und 5.

sie wolle in einen kleinen silbernen Becher pissen, daß kein Tröpflein daneben gehen solle, und hat sich hierauf in aller Beisein auf den Tisch gestellt und das, wie vorausgesagt, verrichtet und damit ihre Wette gewonnen.

Else Hartmann aus Meßkirch dagegen ist so unverschämt gewesen, daß sie oft in Gegenwart vieler Zuschauer an eine Wand weit voraus wie ein Mann pißte. Natürlich bemächtigte sich auch der Volkswitz des dankbaren Stoffes. Es seien einige Schnurren wiedergegeben:

Einen großen Ruf als Urinbeschauer genoß der Arzt Porzio in Neapel. Ein Schüler Porzios war schwer krank, und der Lehrer kam, ihn zu besuchen. Die jungen Leute beschlossen, dem Meister einmal einen Possen zu spielen und ihn auf die Probe zu stellen. Einer von ihnen ließ seinen Urin in ein Glas fließen und stellte es zum Krankenbett. Porzio untersuchte den Patienten und erklärte: Der Schüler werde unfehlbar genesen. Nun reichten die Übermütigen ihm das Glas, damit er auch über den Urin sein Urteil abgebe. Nach einigen Augenblicken sagte er betroffen: „Das verstehe ich nicht, der Kranke ist unbedingt außer Gefahr, und dieser Urin ist wie von einem Menschen, der dem Tode ganz nahe ist.“ Und wenige Tage darauf starb der Student, dessen Urin Porzio so fürchtbar kritisiert hatte, ganz plötzlich<sup>27</sup>.

Ein Bauer kam in die Stadt zu einem Arzt und brachte ihm den Urin, damit er aus demselben nicht nur die Krankheit, sondern auch die Person und alle Umstände des Kranken erkenne. Der Arzt legte dem Bauer allerlei verfängliche Fragen vor und wußte bald alles, was

---

<sup>27</sup> Salzburger medizinisch-chirurgische Zeitung 1794, Nr. 33.

er wissen wollte. Nun nahm er ruhigen Gemüts die Miene eines strengen Forschers an und prophezeite ernst: „Ich sehe, Euer Patient ist eine Mannsperson, ist Euer Sohn, er ist eine Treppe hinuntergefallen und hat sich ein Bein gebrochen.“ Der Bauer war entzückt, doch noch nicht völlig befriedigt. „Aber, Herr Doktor,“ bat er, „kann Er mir auch sagen, wieviel Stufen der Junge herabgefallen ist?“ Der Arzt sagte aufs Geratewohl: „Zehn.“ — „Nein,“ entgegnete treuherzig das Bäuerlein, „das hat Er doch nicht gesehen, es waren zwölf.“ Der Arzt aber half sich schnell aus seiner Verlegenheit. „Bauer,“ fragte er, „ist dies aller Urin, was Euer Sohn gelassen hat?“ — „Nein,“ sagte der Bauer, „ein wenig blieb noch zurück, weil das Glas schon voll war.“ — „Aha,“ meinte der Arzt, „hättet Ihr mir allen Urin gebracht, so würde ich auch die übrigen zwei Stufen gesehen haben.“

In einer kleinen Gemeinde war eine Epidemie ausgebrochen. Man beschloß, einen Arzt in der Stadt zu befragen. Einer meinte, da alle dieselbe Krankheit hätten, brauchte man bloß einen Deputierten in die Stadt zu schicken, und was der Doktor dem einen verschreibe, könnten sie alle gebrauchen. Der Schulze aber war noch praktischer: „Man soll dem Arzte bloß den Urin schicken!“ Und also pißte ein Bäuerlein nach dem andern in ein Faß, und eines schönen Morgens erhielt der Arzt in der Stadt ein mächtiges Faß voll Urin. Welche Diagnose er daraufhin gestellt hat, verschweigt die Geschichte.

Die erotische Literatur weiß ebenfalls sehr vortrefflich das Thema des Urintrinkens und den Genuß der anderen körperlichen Ausscheidungen für ihre Zwecke zu verwenden. In dem berühmten Erotikon „Memoiren

einer Sängerin“, die der bekannten Sängerin Wilhelmine Schröder-Devrient zugeschrieben werden<sup>28</sup>, berichtet die Erzählerin ausführlich von dem wohligen Empfinden, das durch das Urintrinken aus der Quelle verschafft werde. Ich führe die betreffende Stelle aus der lesbischen Szene hier an:

„Das Mädchen ging dem Bette zu und suchte das Nachtgeschirr, der Champagner wollte heraus. ‚Oh, so haben wir nicht gewettet‘, rief ich ihr zu. ‚Du, boseres Kind, willst mir das Beste entziehen. Ich sage dir, daß du nicht einen Tropfen zuruckbehaltest, sonst werde ich böse auf dich. Schnell den rechten Fuß auf den Stuhl gestellt!‘ Ich kniete nieder und hielt meinen Mund an ihre Muschel, den filtrierten Champagner erwartend. Bald sprudelte er heraus in meinen Mund. Der Wein hatte von seinem Geschmack nicht nur nichts verloren, sondern sogar gewonnen.“ Die dritte im Liebesbunde erweist der Erzählerin sofort den gleichen Dienst.

Diese Szene ist öfter verwertet, zum Beispiel in dem Satadikon „Sinnenrausch“ von Hajos Jusanity, wo sich dieses Urintrinken zwischen einem jungen Mann und zwei Mädchen abspielt.

In dem Erotikon „Eine Meisterin der Liebe“, zwölf Kapitel, von Davernos, 1920, wird unter anderem die perverse Geschmacksrichtung einer ganz jugendlichen Pensionarin beschrieben, die auf das Urinam bibere direkt aus der Quelle geradezu versessen ist, und die die Sekreta aus dem Cunnus ihrer Freundin in sich aufzunehmen wünscht.

„Ich suche deinen Duft, den Duft deiner Haut. Du

---

<sup>28</sup> Vgl. aber dazu Dr. Paul Englisch, Geschichte der erotischen Literatur, Stuttgart 1927, S. 262.

riechst so gut nach Weib. Aber warum parfümierst du dich? Ich möchte . . .“

„Was?“

„Ich möchte deinen ursprünglichen, deinen echten, ganz persönlichen Duft. Wenn du mich lieb hast, parfümiere dich nicht, und wasche dich auch mal nicht . . . drei Tage lang. Sag, willst du?“

Sie war bezaubernd . . . Ich tat, als wollte ich nicht.

„Unglaublich! Was verlangst du von mir?“

„Doch, doch! Versprich es mir!“ sagte sie, und mit der Spitze ihrer kleinen Katzenszunge kitzelte sie mich dabei im Ohr.

„Also gut, du kleines Schwein, ich verspreche es dir . . .“

„Du wirst dich von den Schultern abwärts nicht mehr waschen?“

„Ja, abgemacht!“

Die angebliche Erzählerin fügt hinzu, daß diese Szene tatsächlich erlebt wurde und nicht etwa ihrer Phantasie entsprang.

### 3. Kot in der Medizin, Kotfresser

Der medizinischen Behandlungsweise durch Urin habe ich bereits einige Worte gewidmet und die Verwendung von **Kot** kurz gestreift. Daß das Volk, in abergläubischen Vorstellungen befangen, zu Urin und Kot seine Zuflucht nimmt, um Krankheiten zu bannen, kann nicht überraschen, denn das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind. Verwunderung muß es jedoch erregen, daß praktische Ärzte und Gelehrte den Exkrementen heilbringende Macht zuschrieben. Schon in „Plinii Secundi Historiae mundi libri, Lugduni 1561“, finden sich

mehrere Abhandlungen „De stercoris humani medicina usu“ (Über den Gebrauch von Menschenkot in der Medizin), und die deutschen Ärzte eiferten ihm nach. Helvetius zum Beispiel empfiehlt „stercus humanum recens et adhuc calidum“ (frischen und noch warmen Menschendreck). Auch in Schurig's „Chylologia historico-medica, Dresdae 1725“, kann man eine Abhandlung „De stercoris humani usu medico“ (Über den medizinischen Gebrauch von Menschendreck) lesen. Der Autor prüft zunächst die Frage, ob die Anwendung von Menschenkot erlaubt sei, kommt dann auf das Aussehen, die Farbe, Geruch, Unterschied des Alters zu sprechen und studiert sodann seine besonderen, für die verschiedenen Krankheiten günstigen Eigenschaften. Er empfiehlt schließlich (was als besonderes Kuriosum vermerkt sei) aus Kot destilliertes Wasser als besonders wirksames Haarwuchsmittel.

Sogar die französische Akademie der Wissenschaften hielt es nicht für unter ihrer Würde, die Abhandlung eines solchen Dreckarztes in ihre Berichte<sup>29</sup> aufzunehmen. In dieser Abhandlung, betitelt „*Observations sur la matière fécale par Guillaume Homberg*“, berichtet der Gelehrte unter anderem, daß er vier Menschen eigens mietete, um mit ihnen Experimente nach seiner Dreckheilmethode zu machen.

Im „Medizinischen Vademekum“, das schon des öfteren herangezogen wurde, findet sich auch<sup>30</sup> eine Stelle aus dem alten „Wirtemb. Apothekerbuch“ zitiert, worin ein Rezept, „Menschliche Nachgeburt zu bereiten“, wiedergegeben ist.

„Man nehme einen Mutterkuchen, ziehe die Häute

---

<sup>29</sup> *Mémoires de l'Académie des Sciences pour l'année 1711.*

<sup>30</sup> I, S. 95. Nr. 5.

und den Nabelstrang davon ab, reinige und wasche ihn in einer genügsamen Menge Weins, schneide ihn sodann in Stücke und trockne sie langsam. Bewahre sie an einem lauwarmen Ort.“ Was der Verfasser damit anfangen will, verrät uns die Sammlung ebenfalls ganz unzweideutig. „Wird das so erhaltene Material fein in Pulver zerrieben, so gewinnt man ein gutes Mittel, den Kropf zu vertreiben, die fallende Sucht zu heilen und als Aphrodisiakon zu wirken. Die größten Dienste gewährt es aber bei einer schweren Geburt.“ Als berühmtestes Werk der medizinisch-komischen Literatur ragt aber zweifellos hervor: „Neuvermehrte Heilsame Dreck-Apotheke, wie nämlich mit Koth und Urin fast alle, ja auch die schwerste, giftigste Krankheiten, und bezauberte Schaden, vom Haupt bis zu den Füßen inn- und äußerlich glücklich curiert worden; durch und durch mit allerhand curieusen, so nützlich als ergetzlichen Historien und Anmerkungen, auch andern seinen Denkwürdigkeiten, abermals bewährt, und um ein merkliches vermehrt und verbessert von Kristian Frantz Paullini.“ 1714. In dem Vorwort bricht der Verfasser eine Lanze für seine Heilmethode:

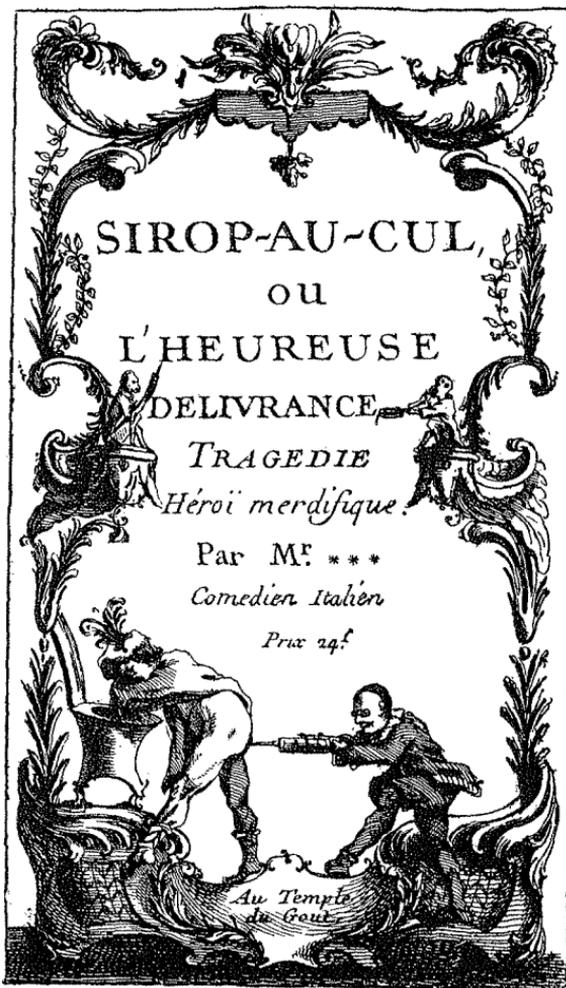
„Es wird ohne Zweifel mancher träge Bankbruder und dünkelwitzige Stumpfhirn, abermals die Nase über meinen neuvermehrten, heilsamen und so schleunig abgegangenem, auch ernstlich wieder verlangten Dreck rümpfen, dessen Muthwillen ich zwar nicht hemmen kann. Ein Weiser erinnerte sich hiebey, wie er aus Leimen gemacht sey und darum billich alles für Dreck achten sollte, und sein Fleisch üm und üm würmicht und koticht, er selbst Thon, und eitel schändlicher Koth, oder, daß ich etwas höflicher rede, Erde und Asche sey, auf daß er Christum gewinne, und stets mit Hiob

sagen: Gedenke doch, daß du mich aus Leimen gemacht hast, und wirst mich wieder zu Erden machen. Wir sind Thon, du aber bist unser Töpfer, und wir sind alle deiner Hände Werk. Darum errete mich aus dem Koth, daß ich nicht versinke, daß ich errettet werde von meinen Hassern. Unsere erste Herberg, darinn wir unter mütterlichem Herzen neun Monat lang eingekerkert liegen, ist traun sehr schmutzig, zwischen Koth und Urin. „Mein Körper ist Dreck, und eben darum habe ich so dreckichte, unflätige, wohllüsternde Gedanken“, sagt der fromme Burgunder und Abt zur Clarevall, Bernard. Und wenn ich mich gleich mit Wasser wasche, so wirst du mich doch im Koth dunken. Wir stammen alle von Koth und Leimen her. Fürsten und Herren gehen mit nichts liebers als gelbem Dreck um. Auf diesen Dreck prägen sie ihre Bilder, wir heben solche auf, stutzen damit, und hängen sie gar an Hals. Streuen wir nicht Dreck, Puder wollte ich sagen, in die Haare, und schwätzen so einher? O du dreckichter Hochmuth!“

Und Paullini verkündet seine Überzeugung noch weiter in einigen dem Stoffe angemessenen Versen:

*Sey nimmer müßig: Hör und schaue, Gottes Wunder  
Sind auch im kleinsten Dreck. Ein jede Kreatur  
Ist dessen Güte Pfand, und seiner Liebe Zunder,  
Im Koth und im Urin liegt Gott und die Natur.  
Kuhfladen können dir weit mehr als Bisam nützen,  
Der bloße Gänsedreck geht Mosch und Ambra für.  
Was Schätze hast du oft im Kehrlicht und Mistpfützen,  
Der beste Theriak liegt draußen vor der Thür.*

Diese Verehrung des Kotes mag noch hingehen, wenn sie uns heute auch als lächerlich und guter Witz erscheint. Weniger annehmbar erscheinen uns dagegen die *Kotfresser*, die es immer gegeben hat und auch



Titelbild einer bekannten skatologischen Komödie von Grandval père



heute noch gibt, wobei die Motive hierzu außer Betracht bleiben sollen. Bei den meisten solcher Personen wird, auch wenn das Kotfressen in der Libido sexualis begründet ist, ein geistiger Defekt vorliegen, wodurch das Aussetzen der moralischen Hemmungen, der naturgemäßen physischen Aversion erklärlich wird. Im dritten Kapitel des zweiten Buches der „Memoiren einer Sängerin“ wird eine Bordellszene beschrieben, in der ein impotenter Lustgreis nur dann zur Liebe reif wird, wenn er die Fäkalien einer Bordelldirne verschlingt. Diese Szene ist, wie jeder Kenner der Sexualpathologie bestätigen wird, durchaus kein bloßes Phantasiegebilde, sondern der Wirklichkeit abgelauscht. Die hier in Frage stehende Verirrung findet sich in allen Ständen vertreten, wovon in den Kryptadia und den Anthropophytheia reichliche Belege beigebracht werden<sup>31</sup>. Zuweilen ist in solchen Ausschnitten oder Anekdoten die sexuelle Note unverkennbar. Da der Urin durch die Sexualorgane den menschlichen Körper verläßt und der Anus in unmittelbarer Nähe dieser Teile gelegen ist, wird eine Verknüpfung der Vorstellungen von den einzelnen Organen in ihren Verrichtungen wesentlich erleichtert, und die Phantasie pervers empfindender Menschen, die sich vorzugsweise mit den Funktionen des Darmkanals beschäftigen, sehr leicht zu aktiver und passiver Koprolagnie geführt. Ein normaler, sinnenkräftiger Mensch wendet sich mit Ekel davon ab. Nicht so der Impotente, der zur Aufpeitschung seiner Libido der unnatürlichsten Reizmittel bedarf. Deshalb finden sich Kotfresser nie unter Frauen, da diese immer kohabitationsfähig sind, auch

---

<sup>31</sup> Vgl. a. Albert Hagen (i. e. Iwan Bloch), Die sexuelle Ophresio-  
logie. Berlin 1906.

nicht bei jungen Männern, sondern stets bei älteren Semestern. Krauß führt in den „Anthropophytheia“<sup>32</sup> ein eigenes Erlebnis an. Ein hübsches nettes Mädchen berichtete ihm, daß sie von einem reichen Hauswirt ausgehalten werde. Wenn sie Entleerungsdrang verspüre, gehe sie zu ihm, hocke auf den Tisch, worauf sie ihr Bedürfnis in die Kaffeetasse des Schweinigels verrichte. Dieser rühre das Ganze mit dem Löffel durcheinander und verzehre es mit schmatzendem Behagen! Uff, Kellner, einen Schnaps! Von ihm kann man die Verse der „Chézonomie“ mit Recht anführen:

*Et mangeant de la merde avec un goût extrême  
Il semblait avaler une glace à la crème.*

*(Er fraß mit Lust den Dreck vom Steiß,  
Als üße er das beste Eis.)*

Paullini erzählt bereits in seinem Werk von einer schwangeren Frau, „die aus sonderbarem Appetit den Koth ihres Mannes aß, oder, wie es heißt, den frischen Rauch, den dieser ins Gras gelegt hatte“. Und weiter: „Solcher Schweinigel war auch jener Lothringer, der nichts Lieberes aß als warmen Kuhfladen. Eine frantzösische Dame trug immerfort ihr Konfekt, pulverisirten Menschenkoth, bey sich und leckte die Finger darnach... Andere, sonderlich im Königreich Boutan (?), würtzen ihre Speisen mit dürrer Menschenkoth, brauchen solchen anstatt Schnup-Tobacks (Dulaure, Histoire de Paris 1825, VII, 262, erzählt von einem gewissen Bullien, der in seiner goldenen Tobacksdose statt des Tobacks immer pulverisirten Menschenkoth hatte und diesen schnupfte) und mischen ihn, als eine rechte Panacee, unter alle ihre Artzneyen.“

---

<sup>32</sup> V, 368, Anm. I.

Nicht jedermanns Geschmack wird die Glorifikation des Kotes sein, die sich ein anonymes französisches Verfasser gestattet. In der „*Ode à la Merde, avec des notes*“, par M. de Péressoncu (Pseudonym), Montpellier 1807, läßt er sich, wie folgt, vernehmen:

*Gourmands, qui des mets les plus rares  
Goûtez à peine les douceurs;  
Vous, de Flore amateurs bizarres,  
Et vous partisans des senteurs;  
Sur vos délicieuses tables,  
Dans vos parterres agréables  
Dans vos sultans, dans vos sachets,  
Fut-il jamais rien que n'efface,  
Par son Parfum, son goût, sa grâce,  
Un ambigu d'Etrons tout frais?*

Ein gesunder, vernünftiger Mensch nimmt diese für den Homo sapiens beschämende Tatsache achselzuckend zur Kenntnis. *Chacun à son goût*. Der Geschmack ist verschieden, und deshalb hat ein Dichterling ganz recht, wenn er kurz und bündig den Rat gibt:

*Mangez donc des étrons,  
Si vous les trouvez bons!*

Diese Stelle findet sich in „*La Foiropédie, almanach des Chieurs, contenant ce qu'il y a de plus agréable sur cette matière aussi utile que précieuse; etc.*“ s. d.

In deutschen Sprichwörtern wird auch der Kotfresser gedacht:

*Friß Kot, gib Gold,  
So wird dir alle Welt hold.*

*Er ist so geizig, daß er seinen eigenen Dreck frißt.  
Wenn du mich fressen willst, dann fange hinten an,  
so hast du den Senf zum besten*<sup>33</sup>.

---

<sup>33</sup> Dr. Kainis, Die Derbheiten im Reden des Volkes, 2. A., Leipzig, o. J., S. 58.

## Die Exkreme in der Literatur

### I. Didaktische Literatur

Der Mediziner darf selbstverständlich an den Ausscheidungen des menschlichen Körpers nicht achtlos vorbeigehen. Sie verhelfen ihm oftmals dazu, seine Diagnose richtig zu stellen, nachzuweisen, ob Gifte noch im Körper sind, festzustellen, ob eine Krankheit im Abnehmen begriffen ist usw.

An derartige Schriften wird hier nicht gedacht. Zu allen Zeiten haben sich Männer gefunden, die dem Stoffwechsel, ohne selbst Ärzte zu sein, ihre ganz besondere Aufmerksamkeit widmeten und sich eingehend damit befaßten. Viel davon ist heute nur noch als Kuriosum zu werten, viel aber kann auch jetzt noch als Quelle benützt werden. Ein großer Teil ist im Laufe der Jahre außerordentlich selten geworden, und nur wenige der Schriften haben es auf mehr als eine Auflage gebracht. Die gelegentliche Abschweifung auf das skatologische Gebiet oder die Freiheit in der Wahl der Ausdrücke soll hier nicht weiter erwähnt werden. Zeiten, die von Europas übertünchten Sitten noch nicht infiziert sind, reden ohne Scheu und ungeschminkt von den natürlichsten Dingen, und es wäre wirklich schwer, Anfang und Ende zu finden, wenn jeder skatologische Ausdruck historisch treu gebucht werden sollte. Die alten Griechen und Römer, die Humanisten, die italienischen Novellisten, die deutschen Schwankerzähler, die Verfasser der

französischen Fabliaux übertreffen einander an Derbheit, ohne jedoch in die Fäkalienatmosphäre lediglich um des Skatologischen willen hinabzusteigen. Gerade aber über die Werke dieser Außenseiter der Literatur sollen einige Worte gesagt werden.

Die älteste Schrift über unser Thema ist wohl: „*Libri duo de excrementis, foecibus etc.*“, auct. J. B. Montano, Patavii et Venetiis 1554, in 4<sup>o</sup>. Sie mag nur registriert sein. Fast ebenso alt ist: „*De Egestionibus*“, auct. J. M. de Savonarola, Lugduni 1560, in 8<sup>o</sup>. Lange Zeit hindurch scheut man sich, über dieses verfängliche Thema in der Muttersprache zu schreiben, ein Beweis dafür, daß sich derartige Abhandlungen nicht an die breitere Öffentlichkeit wandten, sondern lediglich für einen engeren wissenschaftlichen Kreis bestimmt waren. Hierher gehören: „*Pharmacopaea nova de hominis stercore*“, auct. J. D. Rulando, Nürnberg 1644, in 12<sup>o</sup>. — „*Dissertatio de remediis et corpore humano*“, Erfordiae 1788, in 4<sup>o</sup> (eine Doktorarbeit). — „*Dissertatio de medicina stercoria*“, auct. C. Buckio, Utrajecti 1700, in 4<sup>o</sup>. — „*De officio et praxi exonerandi ventrem*“, von dem berühmten Christian Wolf. Nur C. F. Paullini scheut sich nicht, um die breitere Masse für seine Ideen zu gewinnen, deutsch zu schreiben: „*Heilsame Dreck-Apotheke, wie nemlich mit Koth und Urin fast alle, auch die schwersten Krankheiten curieret werden*“, Francfort 1696, in 8<sup>o</sup>. Dieses Medizinbuch wurde mehrfach neu aufgelegt, 1713/14, 1748 und sogar noch (bei Scheible in Stuttgart) 1847/48. Die Mehrzahl dieser dem Gebiet der Skatologie angehörigen Schriften sind von geringerer Bedeutung. Hervorgehoben zu werden verdienen nur wenige. Interessant ist der Artikel: „*Latrinae Querela Caroli Liebardi Langmarcae Flandri*“ (aus Dornavii

Amphitheatrum I, 348/349, worin eingehende Ausführungen mit Nachweisungen über das antike Latrinenwesen enthalten sind, die von Ersch und Gruber in ihrem bekannten Lexikon anscheinend mitverwertet wurden.

In „J. Ravisii Textoris officinae Epitome, Lugduni, Gryphius 1593“, findet sich ein Abschnitt: „In latrinis mortui aut occisi“, worin die bekanntesten Persönlichkeiten der Weltgeschichte, die auf dem Abort gestorben sind oder das Licht der Welt erblickt haben, aufgezählt werden.

England hat seinen Swift als Verfasser eines Skatologikums, das ins Französische übersetzt wurde: „*Le grand Mistère, ou l'art de méditer sur la garde-robe, renouvelé et dévoilé par l'ingénieur docteur Swift, avec des observations historiques, politiques et morales, qui prouvent l'antiquité de cette science et qui contiennent les usages différents des diverses nations par rapport à cet important sujet, trad. de l'anglais (par l'abbé Desfontaines)*“, La Haye, Van Duren 1729, pet. in 8°. Die zweite Ausgabe von 1743 hat einen etwas abweichenden Titel: „*L'art de méditer sur la chaise percée, par l'auteur de Gulliver l'aîné. Avec un projet pour bâtir et entretenir des Latrines publiques dans la ville et faubourgs de Paris, sous la direction d'une compagnie, dans laquelle on pourra s'intéresser en prenant des actions. Dublin, de l'impr-du docteur Swift*“, 1743, in 12°. Diese kleine Schrift ist nach der „Bibliotheca scatologica“ eines der amüsantesten Produkte. Nach einer ironischen Einleitung an den Dr. W...d (Woodward) überläßt sich Swift philosophischen Betrachtungen über die Würdigkeit seines Themas. Er weist vor allem auf die Wichtigkeit hin, die der Staat auf Grund der Aufsicht über die Fäkalien dieser ganzen Materie beilegen müßte und ver-

langt, daß Fachleute an der Spitze stehen sollten. Dann fordert er in seiner skurrilen Art die Errichtung von Schulen, in denen gelehrt werden solle, mit Anstand und Würde sich seiner Exkreme zu entledigen. Schließlich entwirft er in durchaus anerkennenswerter Weise ein Projekt über den Bau und die Unterhaltung öffentlicher Latrinen in den Städten und Vorstädten von London und Westminster. Leider predigte Swift tauben Ohren, und erst viel später kam sein Projekt zur Ausführung.

In sehr zopfiger Manier packt der Verfasser folgender Schrift sein Thema an: „*La Chézonomie, ou l'art de ch...*, poème didactique en 4 chants, par C. R... (Charles Rémond). A Scôropolis et Paris, Merlin 1806“, in 8°. Es war damals die Zeit, in der alles in ein System gebracht wurde. Es gab da: „Die Kunst, zu lieben“, „Die Kunst, zu gefallen“, „Die Kunst, zu essen“, warum sollte es darum nicht auch eine Kunst geben, den Stuhlgang richtig auszuführen? Der Verfasser gibt zunächst einige Untersuchungen über diese Tätigkeit bei den Alten, behandelt die Verstopfung, den Einfluß scharf gewürzter Speisen auf die Verdauung usw.

Der Wichtigkeit regelrechter Verdauung legt auch der Verfasser des folgenden Schriftchens große Bedeutung bei: „*Chute de la Médecine et Chirurgie, ou le Monde, revenu dès son premier Age, traduit du Chinois par le Bonze Luc-Esiab. A Emeluogna, la présente année 0000*“.

Es handelt sich hier um ein Rezept, bei dessen pünktlicher Befolgung eine Lebensdauer bis zu 300 Jahren gewährleistet sein soll. Das Rezept stammt von dem berühmten Doktor *Reihc-a-Top*, Arzt des großen *Luc-Ecus*. Die Bestandteile der Medizin sind folgende:

*Essius-ed Norte. ein Groß,  
Etomram-ed-Eriof, 2 Unzen,  
Neihc-ed Edrem, 4 Unzen.*

Alles gut miteinander vermischt, zeitigt die erhoffte Wirkung. Wenn man den Sinn der Abhandlung entziffern will, muß man von hinten anfangen zu lesen.

## 2. Belletristische Werke

Auch hier will ich mich, wie bei dem vorigen Abschnitt, nur auf Stichproben beschränken. Die Farcen und Fabliaus würden eine ergiebige Ausbeute geben. Es seien zur Illustrierung nur zwei angeführt. In dem „*Fabliau de la Merde*“ wettet eine Frau mit ihrem einfältigen Mann, daß er nicht erraten können werde, was sie in der Hand habe. Nachdem er hin und her geraten hat, steckt ihm das Weib das fragliche Stück in den Mund, und nun weiß er auf einmal, daß es „Dreck“ sei, ein Beweis, daß er wahrgesagt hat.

In der „*Farce nouvelle des cinq sens de l'homme, moralisee et fort ioyeuse . . . et est à sept personnaige. C'est assouoir, l'homme, la Bouche, les Mains, les Yeux, les Pieds, louye et le Cul.*“ *Imprimé nouvellement à Lyon, en la maison de feu Barnabe Chaussard . . . l'an MDXLV*, will der Mensch den fünf Sinnen einen Schmaus geben. Der Hintere beschwert sich darüber, da er nicht mit eingeladen sei, und will als sechster Sinn angesehen werden. In dem darauf folgenden Streit obsiegt er. Der Schluß des nur acht Seiten starken Poems lautet:

*Qu'il n'est roys, ducz, comtes, empereurs,  
Marquis, ne cheualiers d'honneurs,  
Femme, ne homme, tant soit-il, nul  
Qu'ils ne soyent subiectz au cul,  
Comme nous auons cy monstre.*

Der Körperteil, den wir euphemistisch als „Allerwertesten“ bezeichnen, muß sich deshalb notgedrungen einer großen Wertschätzung erfreuen, und wir verstehen es durchaus, wenn ein Dichter ausruft (allerdings nur beim Anblick weiblicher Hemisphären):

*Je jure, ô beauté qui m'engage,  
Que ton derrière m'a vaincu,  
J'aimerais mieux baiser ton Cul  
Qu'Hélène auf plus beau du visage.  
Cette Grecque pleine d'appas,  
Par qui le bon roi Ménélas  
Se vit coëffé comme une huppe,  
Encor qu'on la vanté si bien,  
Ne porta jamais sous sa jupe  
Un Cul si rare que le tien.*

(Aus „*Le Plat du carnaval, ou les heignets apprêtés par Guillaume Bonnepâte [par Pierre Siméon Caron]. A Bonne-Huile, chez Feu-Clair . . . l'an dix-huit cent d'œufs.*“)

Und das vielfach künstlerisch behandelte Motiv, daß sich ein weiblicher Hinterer beim Falle entblößt, hat wohl keiner eleganter in Reime gegossen als *Loret* in seiner „*Muse historique*“ (Bibl. scat. 80):

*L'autre jour une demoiselle  
Jeune, aimable, charmante et belle,  
Non sans se faire un peu de mal,  
En chassant tomba de cheval;  
Et Zéphir, la prenant pour Flore,  
Hormis qu'elle est plus fraîche encore,  
Lui souleva, quand elle chut,  
Chemise et cotillon. Mais chut!  
Je suis si simple et si modeste  
Que j'ai peine à dire le reste.  
On ne vit qu'un beau cul pourtant,  
Admirablement éclatant,*

*Et dont la blancheur sans pareille  
 Des autres culs est la merveille;  
 Cul royal et des plus polis,  
 Puisqu'il est tout semé de lis;  
 Cul qui, cette fois, sans obstacle  
 Fit voir un prodige ou miracle:  
 Car c'est la pure vérité  
 Que, dans un des chauds jours d'été,  
 Quand il fit ce plaisant parlerre,  
 On vit de la neige sur terre.  
 Plusieurs se trouvant vis-à-vis  
 De cet objet furent ravis,  
 Le nommant, en cette aventure,  
 Un chef-d'œuvre de la nature;  
 Et même un auteur incertain  
 Composa ce joli hultain:  
 Trésor caché, beauté jumelle,  
 Brillant séjour de l'embonpoint,  
 Ta splendeur a paru si belle  
 Et mit ta gloire à si haut point,  
 Qu'il faut qu'incessamment l'on prône,  
 O cul qui les dieux charmeret,  
 Que si tu n'es digne du trône,  
 Tu l'es au moins du tabouret.*

Freilich gilt diese Lobpreisung nur, solange der Cul nicht in Aktion tritt. Andernfalls können die Wirkungen furchtbar sein. Das beweisen: „*Grandes et recreatives prognostications, pour cette présente année 08145000470. Selon les promenades et beuvettes du Soleil, par les douze cabarets du Zodiaque, et ennuisagement des conionctions copulatives des Planettes. Par maistre Astrophile le Roupieux . . . premier valet de la garderobbe de Cypris. Dédiées aux beaux expritis*“ (1615). Diese Faszette im Stile von Rabelais enthält folgendes Epitaphium auf Rude-en-Soupe:

*Cy gist dans ce tombeau foireux  
 Rud-en Soupe le valeureux,*

Qui voyant la guerre entreprise  
 Au pays, et qu'on le cherchait,  
 Se cacha dessous la chemise  
 De sa grand Jeanne qui petoit.  
 Luy qui tout tremblant escoutoit  
 Tant redoubter des petarades,  
 Saisi de peur, creut qu'il estoit  
 Au milieu des harqubusardes.  
 Qu'en aduint-il? Ses sens malades,  
 Et le trou de son cul puant  
 Perdant sa vertu retentricice,  
 Au lieu de combattre en la lice,  
 Il mourut de peur en chiant.

Die fruchtbarsten Schriftsteller auf skatologischem Gebiete waren unstreitig *Grandval père und fils*. Von ersterem stammt: „*Le pot de chambre cassé, tragédie pour rire ou comédie pour pleurer. A Ridiculomanie, chez Georges l'Admirateur*“, s. l. s. d. In der Vorrede beklagt sich der Verfasser über den herrschenden Zeitgeschmack. Man beklatscht Tragödien, die zum Lachen, und Komödien, die zum Weinen sind. Ein Liebhaber, der in den Kampf zieht, macht seiner Geliebten zum Abschied ein Geschenk, das für den Nachtgebrauch bestimmt ist. Propet, ein abgewiesener Liebhaber, will sich an der Dame rächen. Mit einer Horde von Abtrittsfe gern stürmt er den Palast, und die Dame, in die Enge getrieben, weiß sich nicht anders zu retten, als daß sie das Töpfchen auf das Haupt des Angreifers herniedersausen läßt, samt dem Inhalt, was den Sterbenden am meisten kränkt. — Von seinem Sohne stammen die beiden Stücke: „*Sirap-au-cul, ou l'heureuse délivrance, tragédie héroi-merdifique, par M., comédien italien. Au temple du Goût*“, s. d. in 8°, und „*Les deux biscuits, tragédie traduite de la langue, que l'on paloit jadis au royaume d'Astracan, et mise depuis peu en vers françois. Astracan, chez un libraire*“, 1751, in 8°.

Die Initialen der Schauspieler ergeben den Namen *Grandval* und die Schlußbuchstaben das Wort *le fils*. Die Dienerin verabreicht ihrer Herrin ein Klistier und erhält den ganzen Darminhalt ins Gesicht, worauf sie die treffende Bemerkung macht:

*Les derrières des rois et ceux de leurs sujets  
Sont égaux pour l'odeur, quand ils ne sont pas nets.*

Die besten skatologischen Produkte sind zusammengefaßt in „*Merdiana, recueil propre à certain usage. An XI, 1803, in 18° (144 S. mit einem Holzschnitt)*“. Diese Sammlung wurde oft nachgedruckt und enthält alles Wertvollere auf diesem Gebiete. Sie wurde nachgeahmt in „*Nouveau Merdiana ou manuel des facétieux bons chieurs, recueil de poésies et d'anecdotes propres à certain usage journalier. A Merdianopolis, chez la mère des Vidangeurs, rue de la Torchette*“, s. d., auch bloß unter dem Titel „*Le nouveau merdiana ou manuel scatologique par une société de Gens sans gêne. A Paris et en tous lieux*“, 1870, 8°.

Nicht eigentlich skatologisch, wohl aber in diesem Milieu spielend, ist „*Serrefesse, parodie en cinq actes et en vers*“, von *Louis Protat* oder *M. Ponsard* (nach der *Bibl. scat.* Nr. 56). Absträumer spielen neben der Titelheldin die Hauptrolle. *Serrefesse* wird von *Pinecul* vergewaltigt, den man entmannt<sup>1</sup>.

Ein stark skatologisches, daneben aber auch sehr witziges Stück enthält „*Le théâtre érotique de la rue de la Santé, suivie de la Grande Symphonie des punaises. Partout et nulle part (Bruxelles), l'an de joie (1861)*“.

---

<sup>1</sup> Das Erotikon erschien auch deutsch: *Serrefesse. Parodistische Tragikomödie* von *Louis Pine-a-l'Envers*, Mitglied des *Caveau*. — Aus dem Franz. übersetzt von *Theophil Marquardt*. Privatdruck Leipzig 1910, in 500 Ex.

Dieses „*Théâtre*“ hat folgende Vorgeschichte:

Im Kreise junger französischer Bohémiens kam der Gedanke auf, ein kleines freies Marionettentheater zu schaffen zur Belustigung ganz weniger Auserwählter. Es sollten hierbei Stücke gegeben werden, in denen die Dichter ihrer Laune die Zügel schießen lassen könnten. Die Idee kam auch zur Ausführung. Am 27. Mai 1862 wurde das Theater in Anwesenheit von 25 jungen Künstlern und Verlegern eröffnet<sup>2</sup>. Hierher gehört das Stück „*Signe d'argent*“ von *Amadee Rolland* und *Jean Dubois*. Dieses Singspiel ist neben *Monniers* Einakter „*La grisette et l'étudiant*“ das beste der Sammlung. Inhalt: Der Herr Marquis, ziemlich abgelebt, wünscht sich einen Erben. Er macht deshalb alle Anstrengungen, um zum Ziele zu gelangen. Es bedarf jedoch mancher Kunstgriffe, zum Beispiel daß der Marquis sich eine Pfauenfeder in den Anus steckt und nun stolz als Pfau in der Stube herumstolziert. Doch auch dieses Mittel versagt zuletzt. Es kommt zu einem Zwist. Im zweiten Akt pflanzen ein Soldat und ein Hausierer je einen „Wächter“ von verschiedener Größe. An diesen Platz kommen später der Marquis und die Marquise. Ersterer hält sich die Nase zu und meint, es stinke. Letztere äußert sich entzückt über den würzigen Duft. Bei dem daraufhin entstehenden Streite fällt die Schwangere in Ohnmacht. Um sie zu erwecken, gerät der Marquis auf den Gedanken, ihr das *Corpus delicti* unter die Nase zu halten. Aber wie? Mit bloßen Fingern wagt er es nicht. Da taucht zum Glück der Hausierer auf, von dem der Marquis ein

---

<sup>2</sup> Vgl. Gay, *Bibliothèque des ouvrages relatifs à l'amour etc.* 3. A., VI, S. 325, und besonders: *Apollinaire, Fleuret et Perceau, L'enfer de la bibliothèque nationale. Nouvelle édition.* Paris 1919. S. 92 bis 114.

Buch erwirbt, ein Blatt herausreißt und damit den Haufen anfaßt. Bei dem Duft verfliegt die Ohnmacht in Nu. Die Marquise befiehlt nun dem Pantoffelhelden, die Exkreme bei sich zu behalten, da sie noch öfter daran zu riechen gedenke. Entsetzt willfährt der Gatte, der später auf alle mögliche Weise trachtet, sich des übelriechenden Stoffes zu entledigen. Immer kommt die Marquise dazu, die endlich den Wunsch äußert, die Exkreme gekocht zu sehen. Nach erfülltem Wunsch soll der Marquis davon essen. Da er sich weigert, taucht sie sein Gesicht in die Brühe und läßt ihn angeekelt stehen. Ungeachtet des unsauberen Stoffes ist der Dialog sehr witzig.

Um aber nicht den Eindruck zu erwecken, daß nur Frankreich derartige Werke aufzuweisen hat, seien auch ein italienisches, spanisches und deutsches hier angeführt.

„*Le lodi sopra il cacatajo*“, in Londra 1786, heißt das italienische. Der Autor ist von seinem Stoff so begeistert, daß er sein Erstaunen nicht verbergen kann, daß Jupiter, anstatt sich in einen Stier, einen Schwan usw. zu verwandeln, nicht die Gestalt eines Nachtstuhls angenommen hat.

*Mi stupisco ci Giove fortemente,  
Che essendosi converso in cigno, e in toro,  
Per godersi con altri allegramente,  
Non abbia preso mai de Cacatoro  
La forma, che goduto certamente  
Avrebbe più d'allor, che divenn'oro;  
Danae, Europa, et Leda poi rubare  
Poteva, quando andavano a cacare.*

Das spanische betitelt sich: „*Los Perfumes de Barcelona, cancion catable, que si oliera el diablo que la leyera. Poema en cinco cantos.*“ Palma, imprenta de A. Gibert,

ano 1843, in 16<sup>o</sup>, 64 S. (2. Auflage unter dem Titel „*Cancion catable*“ bereits 1836 erschienen). Und schließlich das deutsche: „Über die Posteriora von Dr. Pruzum.“ Leipzig 1794, in 8<sup>o</sup>. Genauer heißt der Titel: „Adam Theobald Pruzum. Über die Posteriora. Eine physiologisch-historisch-philosophisch-litterarische Abhandlung. Naturalia non sunt turpia. Buslar 1794. Gedruckt auf Kosten eines Hypochronisten.“ Das Gegenstück hierzu ist: „Über die Priora. Eine physiologisch-historisch-litterarische Abhandlung. Buslar 1795, gedruckt auf Kosten eines Menschenfreundes.“ Beide Abhandlungen zusammen mit der obenerwähnten Schrift von Swift erschienen 1908 in einem Neudruck<sup>3</sup>. Verfasser ist der bekannte Ch. Fischer-Althing<sup>3a</sup>.

An originaler deutscher skatologischer Literatur ist verhältnismäßig wenig erschienen. Amüsant zu lesen ist das humoristische Werkchen „Untersuchungen über die Kakteen. Nach dem natürlichen System von Jussieu. 7. A. Leipzig 1908, 8<sup>o</sup>, 30 S.“ Als Vorbild für diese Schrift dienten: „*De Peditu ejusque speciebus, crepitu et visio. Discursus methodicus in Theses digestus: des Buldrianus Sclopetarius*“ und das „*Amphitheatrum*“ des Caspar Dornavius von 1719. Die vorliegende, 1650 zum erstenmal erschienene Abhandlung geht jedoch durchaus selbständig vor und ist für alle diejenigen eine Quelle urwüchsigen Humors, die einen derben Scherz zu schätzen wissen. Wie gründlich der Verfasser sein Thema zu behandeln verspricht, geht aus der Vorrede hervor. Er sagt: „Zunächst wäre der Zweifel zu lösen, ob das Genus

---

<sup>3</sup> Hayn-Gotendorf, Bibliotheca Germanorum erotica. 3. A. München 1914, VI, 314.

<sup>3a</sup> Vgl. Dr. Paul Englisch, Geschichte der erotischen Literatur, Stuttgart 1926, S. 194.

Cactus in das Pflanzenreich oder in das Gebiet des menschlichen Kunstfleißes — und im letzteren Falle, ob es zu der höheren Monumentalkunst zu rechnen sei. Für und wider sind von Sachverständigen gewichtige Gründe beigebracht worden, und die Kontroverse dürfte wohl dahin zu bescheiden sein, daß — da nirgends in der Natur ein Übergang fehlt — dieser zwischen Pflanzenreich und der Architektur durch den Kaktus vermittelt wird.“ Es wird nun eine Einteilung nach Linnéschem System gegeben.

In die gleichen Fußstapfen tritt der Verfasser von „*Historia naturalis cactuum* oder ausführliche Naturgeschichte der Kakteen“. 3o. vermehrte Auflage. Leipzig 1921<sup>4</sup>. Er behandelt die Kakteen nach folgendem Schema:

1. Verbreitung und Fundorte der Kakteen.
2. Die Form der Kakteen.
3. Anpflanzung und Behandlung der Kakteen.
4. Die Farbe der Kakteen.
5. Der Geruch der Kakteen.
6. Größe und Gewicht der Kakteen.
7. Die Pseudo- oder falschen Kakteen.
8. Die idealen Kakteen.
9. Über den Nutzen und die Verwendung der Kakteen.

Hayn-Gotendorf (III, 280) verzeichnen noch einige weitere hierher gehörende Abhandlungen. „*Historia naturalis cactuum* von Jaunus. 14. A. Leipzig 1874“, scheint mit der vorstehenden Ausgabe identisch zu sein. „*Historia naturalis locis* oder Naturgeschichte des Steißes von S. T. Eisbein (Pseudonym), 2. A., Leipzig, Expedition der Naturgeschichten, o. J. (ca. 1870), Kl.-8<sup>o</sup>,

---

<sup>4</sup> Hayn, III, 280.



Aus: Gillray, Nationale Gebräuche



Aus: Gillray, Nationale Gebräuche

20 S.“ — „De loci historia natura et varietate tractatio, cui illustrandae Corpus inscriptionum a locis abditis conquisitarum adscripsit S. Webesius, Görlitz, A. Wolmann<sup>5</sup>. Von diesem Webesius, richtig Student Schwebs in Breslau, erschienen mehrere solcher Jocosa: die bereits erwähnte „Historia vaporum ex humano corpore effluentium“ und vielleicht auch „Historia naturalis pissuum. Das ist Naturgeschichte der natürlichen Fontänen. Ergänzungsheft zu jedem hydraulischen Werke von P. Issor major, 2. sehr vermehrte u. verb. Aufl. Leipzig 1875, Kl.-8°, 24 S.“ Aus der Perspektive der Rotundenfrau erzählt „Wetti Himmelreich“ ihre Erlebnisse, „Leben, Meinungen und Wirken der Witwe Wetti Himmelbach, die ihre Laufbahn als Malermodell angefangen, langjährige Toilettenfrau gewesen etc. Leipzig 1906“. Sehr viel skatologisches Material bringt das Mitte der achtziger Jahre erschienene Werk „Das Arschenal der Liebe! Bilder von der Kehr- und Kehrrechtseite des Lebens. Führer durch dunkle und üble Stätten der Liebe. 12°, 248 S., o. O. u. J.“<sup>6</sup>. Als humoristisches Preislied für eine ordnungsgemäß funktionierende Verdauung wäre zu rubrizieren: „Sang von des menschlichen Leibes Verhärtung und Wiederbefreiung. Hämorrhoidisches Epos vermischt mit lyrischen Liedern. Leipzig, Rainer Wunderlich, o. O., 8°, 26 S.“

„Der Undank des Menschen gegen seinen allerwertesten, treuesten Freund“ (o. O. u. J.), den uns ein anonymen Verfasser in beweglichen Worten schildert, entbehrt auch tatsächlich jeder Berechtigung. Ich kann es mir nicht versagen, diese witzige Jeremiade hier in extenso wiederzugeben:

---

<sup>5</sup> Anthr., IX, 505.

<sup>6</sup> Anthr., VII, 403.

## Meine Herren!

„Das größte Laster ist der Undank“, hat ein großer Dichter irgendwo einmal gesagt. Deshalb glaube ich, Sie auf einen großen, von Ihnen begangenen Undank aufmerksam zu machen, in der Hoffnung, daß Sie sich bessern werden.

Man hat in der letzten Zeit an den verschiedensten Orten alle möglichen und unmöglichen Arten von Erinnerungs- und Gedächtnisfeiern begangen, nur eines treuen Menschenfreundes hat niemand gedacht, ja sein Name wird von der undankbaren Welt so selten ausgesprochen, daß er geradezu „Der Unaussprechliche“ heißt, während er auf der anderen Seite einem jeden von uns so teuer ist, daß ihn jeder mit voller Überzeugung seinen Allerwertesten nennt.

Dieser Allerwerteste, an dessen Wohlergehen uns allen so viel gelegen ist, den man auch wohl den „großen Unbekannten“ nennen könnte, weil ihm sicher noch keiner direkt ins Antlitz gesehen hat, obgleich ihn jeder als seinen getreuen Freund überallhin mitnimmt, und den auch momentan jeder, wenn auch nur maskiert, mitgebracht hat, ist auch, wie gleichgültig er auch aussehen mag, sehr empfindlicher und zartfühlender Natur und über die beständige Hintansetzung, welche er sein Leben lang erdulden muß, sehr bedrückt und betrübt.

Ich habe ihn neulich bei einem längeren Selbstgespräch belauscht und will nun die Wehklagen, durch welche er seinem beklommenen Herzen Luft zu machen suchte, Ihnen getreulich mitteilen, vielleicht daß dadurch der eine oder der andere von Ihnen in Zukunft zu einer liebevolleren Behandlung seines treuesten Freundes und zu häufigerer Erleichterung seines drückenden Loses Veranlassung nehmen wird.

Dieser allerwerteste Freund ließ sich nun, soviel ich von seiner Sprache, über welche bis jetzt leider weder eine Grammatik noch ein Wörterbuch geschrieben wurde, verstehen konnte, folgendermaßen aus:

„Ich bin“, brummte er, „von uraltem Geschlecht, war schon mit Adam im Paradiese auf das innigste verbunden, habe den Sündenfall mitgemacht und namentlich von dem fatalen Apfelbiß meinen Teil mitbekommen und nachträglich die Folgen verspürt. Soweit sich seitdem die Menschen über die Erde ausgebreitet haben, bin ich ihnen als ihr unzertrennlicher Begleiter überallhin gefolgt. Ich schließe mich dem Menschen gleich bei der Geburt an, begleite ihn durchs ganze Leben und lasse mich aus purer Anhänglichkeit sogar mit ihm begraben.

Durch meine sich bei Mohren wie bei Kaffern, Eskimos, Lappländern, Buschweibern und Hottentotten überall findende unleugbare Familienähnlichkeit und gleichförmige Bildung liefere ich allen entgegengesetzten gelehrten Ansichten zum Trotz den evidenten Beweis, daß alle Menschen von einem Paare nur abstammen und Brüder sind.

In meiner Jugend habe ich noch einige Freiheit und darf mich hinter Hecken und Sträuchern zuweilen der Öffentlichkeit zeigen, aber bei fortschreitendem Alter muß ich der Luft und dem Licht entsagen, weshalb ich desselben so ungewohnt werde, daß, wenn man mir auf mein hartnäckiges Drohen doch einmal die Freiheit auf Augenblicke gibt, mich die ungewohnte Luft sofort zum Übergeben bringt.

Selbst wenn ich mich freimachen und mit Vatermörder und Krawatte ausstaffieren würde, dürfte ich mich in anständiger Gesellschaft nicht blicken lassen; sogar

meinen ehrlichen Namen auszusprechen, hält man für unschicklich. Trotzdem habe ich auf der Welt gar viel zu bedeuten. Was hülfen alle Schätze, wenn man mich nicht besitzen könnte. Ein jeder anständige Mensch verwahrt mich deshalb auf das sorgfältigste, hüllt mich, solange er noch einen Groschen in der Tasche hat, in Samt, Seide und feine Leinwand und nennt mich seinen Allerwertesten. Wer mich nicht mehr bekleiden kann, den sieht man für einen Lumpen an.

Durch mich wird die Jugend gebildet und erzogen; durch mich sitzt der König auf seinem Thron, ja — Markus saß durch mich auf den Trümmern Karthagos, und der Verbrecher sitzt durch mich in seiner Zelle.

Mit den edelsten Geschlechtern stehe ich in der innigsten Verbindung. Kaiserinnen, Königinnen, Fürstinnen gehen mit mir zu Bette, und ich habe gleich der Garde das Vorrecht, in Gegenwart des Königs bedeckt zu bleiben. Dessenungeachtet fühlt sich doch der geringste Bettler beleidigt, wenn er bei mir zu Gaste gebeten wird. Im Punkte der Ehre bin ich sehr kitzlich. Es kann sich niemand rühmen, mich jemals an der Nase herumgeführt zu haben.

Obgleich ich die Ruhe liebe, stehe ich in dem Geruche, sehr häufig Stänkereien anzufangen.

Bei den feierlichen Sitzungen der Gerichte und Kammern habe ich besonders viel zu dulden, spiele aber dabei die Hauptrolle; denn, wenn auch bei der Abstimmung meine Stimme nicht mitgezählt wird, so weiß doch ein jeder, daß die ganze Sitzung nur auf mir beruht und ohne mich nicht aufgehoben werden kann.

Trotz der Ähnlichkeit meiner Wangen und der feinen Bildung meines Mundes bin ich kein großer Redner, und nehme ich mir einmal die Freiheit, zu reden, so stiebt

gleich alles auseinander, schlimmer wie beim langweiligsten Kammerredner.

Doch bin ich sehr musikalisch, und meine Stimme ist gar oft ‚melodisch‘, dem Waldhorn vergleichbar. Zum Sänger bin ich jedoch wegen meines sehr kurzen Atems nicht geeignet; dagegen habe ich meiner kurzen, kräftigen und sonoren Ausdrucksweise wegen ein entschiedenes Talent zum Posaunisten.

Außerdem bin ich Ritter vom Hosenband und vom goldnen Sporn, habe als ehrsames Handwerk das Seildrehen gelernt, und wenn sich meine Fabrikate auch nicht gerade durch eine besondere Länge auszeichnen und besondere Haltbarkeit aufweisen, so kann ich doch das mit vollem Recht von ihnen rühmen, daß sich noch kein Mensch mit ihnen aufgehängt hat.

Im ganzen bin ich nicht sehr gesprächig, nur wenn man mir meine Lieblingsgerichte, als da sind: ein solider Erbsenbrei, Rüben oder Zwiebeln, in genügender Menge verabreicht hat, ergehe ich mich später aus Beaglichkeit in längeren Perioden. Zwar protestiert meine Nachbarschaft immer gegen dergleichen Redensarten, allein ob mit Recht, kann ich selbst nicht beurteilen, da die Natur leider meinem sonst so reichlich bedachten Antlitz das Riechorgan zu versagen für gut befunden hat.

Ich bin noch ganz unverdorbenener Natur, auf welche die Mode und Eitelkeit dieser Welt ihre Herrschaft noch gar nicht auszudehnen vermochte. Eau de Cologne, Lilionese, Moras orientalisches Enthaarungsmittel, ungarische Bartwichse oder gar die Hand eines Barbiers haben mich noch niemals berührt. Selbst die größte Kokette hat niemals versucht, meine großartigen Wangen zu schminken.

Leider bin ich nicht ganz einig, sondern in zwei Parteien gespalten, eine rechte und eine linke, und hat eine Vereinigung derselben trotz der redlichsten Anstrengungen und der gründlichen Bearbeitung mancher Schulmeister bis jetzt noch nicht zustande gebracht werden können.

Auf alle Journale bin ich abonniert, alle, auch die gelehrtesten Schriften, dann aber auch manche unquittierte Rechnung und feine Liebesbriefe werden schließlich mir zur letzten Begutachtung vorgelegt. Doch noch keines dieser Werke hat meinem hohen Verstande genügen können, vielmehr lasse ich sie alle, mit meinem Handzeichen versehen, in den Abgrund der Vergessenheit fallen. Ich muß bemerken, daß ich bei dieser kritischen Arbeit meist durch eine große Brille sehe.

Trotz aller dieser Vorzüge werde ich sehr von der Menschheit vernachlässigt und habe fortwährend unter dem Drucke zu leiden. Während zum Beispiel mein glücklicher Stiefbruder da oben in der Beletage stets mit Speise und Trank bis zum Überfluß angefüllt wird, denkt niemand daran, mir auch einmal ein Prieschen anzubieten. Doch werde ich mich nicht rächen, obgleich ich es sehr leicht könnte, denn die ganze Welt machte ja bankerott, wenn ich nur einmal sechs Wochen lang die Türe zuhalten und meine Ausgaben einstellen wollte, oder wenn ich 24 Stunden in einem Stück räsonierte.

So schleiche ich denn ungesehen und im Dunkeln durch dies undankbare Leben als ein gezwungener Junggeselle, da man bei der Erschaffung der Welt sogar vergessen hat, mir eine Lebensgefährtin zuzuteilen. — Doch eines tröstet mich für alles Ungemach und läßt

mich alle Bedrückung ohne Stirnrunzeln ertragen, das ist das Bewußtsein, daß meine Seufzer nicht vergeblich und auch nicht der kleinste derselben — unge-rochen — bleibt.“

### 3. Skatologische Episoden aus der Weltliteratur

Das Folgende sollen nur Streifzüge durch das Gebiet der Literatur sein, keine systematische Erfassung des ganzen Stoffes. Wir werden dabei Gelegenheit haben, festzustellen, daß Erotik wie die Skatologie sich an kein Volk und keine Zeit binden, sondern daß sie überall zu Hause sind. Wir wollen uns dabei an keine bestimmte Reihenfolge und keine bestimmte Epoche klammern, auch nicht streng nach literarischen Gesichtspunkten vorgehen, sondern auf dem weiten Gebiete ungebunden umherschweifen. In dieser Wahllosigkeit liegt eben der Reiz des Ganzen, und nur so läßt sich die Szylla der Langweile und die Charybdis der Weitschweifigkeit vermeiden. Und nun in medias res!

Bei der realistischen Ausmalung von weitverbreiteten Lastern, gegen die sich der Angriff richtet, verfällt der Angreifer nicht selten ins Unflätige. Ein Beispiel hierfür bildet das „Kurtzweilig Gedicht von den vier unterschiedlichen Weintrinkern“. Von dem Phlegmatiker heißt es hier:

*Wenn fürs dritt ein Phlegmatikus,  
Der Wein trinkt mit Überfluß,  
Gewinnt er bald der Säu Figur,  
Weil ist von Wasser sein Natur.  
Wenn er zu trinken fähet an,  
Er schwerlich bald nachlassen kann,  
Bis er sein Wanst gefüllet hat  
Und liegen bleibt auf der Walstatt.*

*Will ihn jemand von dannen führen,  
 So tut man bald sein Säuart spüren.  
 Er treibt gar unverschämte Wort  
 Bei der Gesellschaft fort und fort.  
 Solchs währet bis zu Mitternacht,  
 Bis daß die Zeche wird gemacht,  
 Daß jedermann soll gehn zu Haus,  
 So will er nicht zur Stuben raus,  
 Sondern darf sich legen auf die Bank  
 Und drinnen machen großen Gestank.  
 Kommt er dann endlich auf die Gassen,  
 So torkelt er über die Maßen,  
 Als wärn die Häuser alle sein.  
 Im Kot wälzt er sich wie ein Schwein,  
 Bis er zuletzt wird gebracht zu Haus.  
 Seine Frau muß bald ihn ziehen aus,  
 Find't aber in dem G'säße sein  
 Ich weiß nicht was für Weinbeerlein,  
 Dafür sie einen Ekel hat,  
 Also daß sie richt an ein Bad  
 Und putzet ihm die Hosen aus,  
 Davon stinket das ganze Haus.  
 Wenn sie nun solches hat vollbracht,  
 Alsdann sie ihn nimmt wohl in acht.  
 Mit großer Müh zu Bette bringt,  
 Allda er mit der Sauglock klingt,  
 Wann er ist zugedecket wohl,  
 So farzet er das Bette voll,  
 Er grolzt, bis ihm das Kellergeschoß  
 Ausstößt ein Haufen Brocken groß,  
 Vielleicht hofiert auch ins Bett,  
 Daß eine Sau bei ihm Nahrung hätt usw. usw.*

*Abraham a Santa Clara* (1644—1709) ist wohl der populärste Kanzelredner seiner Zeit gewesen, und seine Predigten sind auch heute noch lesenswert. Unser Wiener Hofprediger scheut sich nicht, alle Register zu ziehen, selbst an die heikelsten Dinge heranzugehen und diese mit solch unverblümter Deutlichkeit seinen Hörern

vor die Nase zu halten, daß die erhoffte Wirkung wohl selten ausgeblieben sein wird. Ich setze aus seiner Schrift „Wunderwürdiges, ganz neu ausgehecktes Narren-Nest oder Curieuse Oficin und Werkstatt mancherlei Narren und Närrinnen“<sup>7</sup> eine Probe aus den „Weiber-Narren“ im Auszug hierher: „Es trinken viele die Gesundheiten ihrer Weiber nicht nur aus denen Stingelgläsern, sondern auch aus denen Pantoffeln; und hat der Herr Coridon neulich seine schöne Frau Amaryllis versichert, daß er sie dergestalten liebe, daß er nicht entblödete, ihre Gesundheit aus dem zinnernen Nachtpf zu trinken, welcher unter ihrem Bette stunde. Es ist mir unlängst von einer klugen und schlaun Magd vor gewiß erzählt worden, daß dieselbe bei einer solchen Frau gedienet, deren Mann allezeit in das geheime Gemach dem Weib das Papier nachgetragen, und der Frau ihrer Müh überhebt, welches ich um desto ehender glauben können, indem mir die Magd hochbeteuert, daß sie dieses schöne Spektakel mit Augen durch eine Klumsen der Thür gesehen. O ihr wilde, garstige Säu-Narren, ihr aberwitzige Courtisanen! Ist dieses dann eine so anständige und zulässige Liebe gegen eure Weiber!“

Diese auf Grund masochistischer Einstellung resultierende Unterordnung des Mannes nimmt indessen zuweilen noch krassere Formen an. Moscherosch spricht in den „Wunderlichen und wahrhaftigen Gesichtern Philanders von Sittewald“ auch von solchen Weibernarren, die da begehren, das Brett auf dem geheimen Kabinett zu sein, auf daß ihnen die „Tränen“ aus der Liebsten Gesäß ins offene Maul fallen.

In der „Wohlausgeführten Jungfern-Anatomie usw.“

---

<sup>7</sup> Im 13. Band seiner „Gesammelten Werke“, Passau 1840.

meint Verfasser (wahrscheinlich Karl Seyffart, um 1660), man müsse die Frauen Göttin titulieren usw.

*Man muß sich wünschen oft zum schwartzen Floch zu werden,*

*Zu hüpfen in das Bett, sonst oder an der Erden.*

*Ja mancher wünscht oft: Ach wäre ich die Sach,*

*Darauff das Jungfervolck sich setzet im Gemach,*

*Ach wär ich doch die Schürtz, das Hündgen und das Kätzgen usw.*

Dieser alle Manneswürde verleugnende, aktiv sich betätigende Masochismus findet einen weiteren Verteidiger in der Person des bekannten Dichter-Zeichners *Aubrey Beardsley*, der sich in „Venus und Tannhäuser“ folgendermaßen mit seinen Wünschen manifestiert:

„Ganz entfernt am Rande der Wiese saß ein Jüngling unter einem Rosenbusch und nahm einsam sein Frühstück. Nervös wendete er die aufgetragenen Speisen, aber die meiste Zeit saß er ganz reglos da in seinen Stuhl zurückgelehnt und schmachtete zu Venus hinüber. Auf eine Frage des Chevaliers antwortete die Göttin: ‚Dies ist Felix!‘ Und sie erzählte ihm, weshalb jener ein so eigentümliches Benehmen zur Schau trage. Felix saß da und wartete jedesmal, bis Venus sich auf den geheimen Ort zurückzog. Er war ihr dort behilflich, bediente sie sorgsam und demütig und war ganz versessen darauf, ihr die Kleider zu lösen, die Röcke zu heben und zu sehen, wenn es fiel. Dann steckte er einen Finger oder gar die gespitzten Lippen in die göttliche Absonderung, bemalte sich auf eine befremdende Art damit und schätzte es als höchstes Glück, in solchem Augenblick dicht unter ihr zu liegen und diese ersehnte Gunst zu empfangen...“

In Zeiten, da man das Natürliche zu schätzen wußte, bildete überhaupt das skatologische Moment ein beliebtes

und nicht zu unterschätzendes Kampfmittel im Streite der aufeinander platzenden Meinungen. Man denke nur an die Reformationskämpfe!

Luther forderte 1526 seine Anhänger auf, den römischen Antichrist mit Bildern anzugreifen. Man müsse dessen Dreck, „der so gern stincken wolle, weidlich rühren, bis sie Maul und Nasen voll kriegen“. Und so fertigte denn Lukas Cranach als „Abbildung des Papstthums“ jene Holzsnitte, die Luther unter seinem Namen und mit Versen versehen im Jahre 1545 herausgab. Auf einem dieser Holzsnitte hält der Papst eine Bannbulle, aus welcher Flammen und Steine nach zwei vor ihm stehenden Männern sprühen, die dem Papst ihren entblößten dampfenden Hintern zeigen. Auf einem anderen reitet der Papst in vollem Ornat auf einer Sau und spricht seinen Segen über einen Haufen Kot, nach dem die Sau den Rüssel streckt. Auf einem dritten entleert sich ein Mann in die Höhlung einer päpstlichen Krone, ein anderer bereitet sich vor, dasselbe zu tun, während ein dritter neben dem Tisch sein Gewand wieder zuknöpf<sup>8</sup>. Auf einem anderen zeitgenössischen Holzsnitt, „Die Erschaffung der Mönche“<sup>9</sup>, sitzt wiederum der Teufel auf einem Galgen und läßt seinen Kot in Gestalt von Mönchen fallen. Fuchs bringt sehr reichhaltiges Material, aus dem die Einschätzung der Mönche und Nonnen deutlich hervorgeht.

Mit zu den bissigsten und wirksamsten Streitschriften gegen das Mönchswesen gehört unstreitig „*Jo. Physiophilii specimen monachologicae methodo Linneana tribus aeneis illustratum cum thesibus. Aug. Vindeb. 1783*“,

---

<sup>8</sup> Ed. Fuchs, Geschichte der erotischen Kunst, Berlin 1910, S. 194—195.

<sup>9</sup> Fuchs, S. 193.

4<sup>o</sup>, von Ignaz von Born (1742—1791), einem sehr verdienstvollen Gelehrten am Hofe der Kaiserin Maria Theresia<sup>10</sup>. Das Werk soll nach Linnéischem Muster eine Naturgeschichte der Mönche geben und war ursprünglich lateinisch geschrieben. Die drei beigegebenen Kupfertafeln sind von der gleichen Derbheit wie der Inhalt der Spottschrift. Besonders kommt die zweite hier in Betracht. Sie enthält nämlich die Ansicht „eines fast unverkennbaren Afters in einer vollständigen Samthose“, dann „eines Dickarsches in halber Tuchhose“ und drittens „eines Schmalafters in Leinwandumhüllung“. Nach einer allgemeinen Beschreibung der Mönche werden die einzelnen Orden gebührend abgehandelt. Vom Kapuzinermönch heißt es:

„Das Wesen des Kapuziners ist ein sehr erbärmliches, sein Gang träge, das Gesicht wüst, am ähnlichsten einem Satyrn aus dem Affenlande. Es ist nicht gut, sich ihm zu nahen, denn er läßt einen fürchterlichen Gestank von sich. Allen Vorrat verwahrt er am Leibe in Säckchen. Rücksichten kennt er nicht, ohne weiteres schlägt er die Kutte in die Höhe und schießt und brunzt, ohne den geringsten Anstand — dann wischt er sich den Podex mit dem Strick am Leib ab.“

Aus dem reichhaltigen Material, das uns G. J. Witkowsky in seinem zweibändigen, reich illustrierten Werke *„L'art profane à l'église“* bietet, können wir schließen, daß das Mittelalter an der Darstellung von Personen bei der Verrichtung natürlicher Bedürfnisse keinen Anstoß nahm. Man sah derartige Fakta eben als ganz natürlich an und hatte um so weniger Grund zum

---

<sup>10</sup> Die Bibliographie dieser lehrreichen Schrift ist in Pisanus Fraxi, *Centuria librorum absconditorum*, p. XXXIII, Anm. 41 unter *Essai sur l'histoire naturelle de quelques Espèces de Moines*, bei Hayn-Gotendorf und Gay enthalten.

Einschreiten, als der Künstler sein Bestreben darauf richtete, diese Darstellungen an möglichst nicht in die Augen fallenden Stellen anzubringen, entweder im Dunkel des unteren Chorgestelles oder hoch oben an den Säulenkapitellen oder Dachfirsten. Als Dachtraufen findet die Darstellung von männlichen oder weiblichen Personen im Zustande der Entleerung sich nicht oft. Sonst beschränkt sich der Künstler in der Hauptsache auf die Wiedergabe eines Mannes, der die Hosen niedergelassen hat oder sein Wasser abschlägt. Merkwürdigerweise finden sich derartige Profanierungen an Kirchen meistens nur bei den Flämen, und die einzelnen Bildwerke, die in Frankreich anzutreffen waren, verdankten flämischen Künstlern ihre Entstehung. Der Fläme ist in dieser Hinsicht sehr ungezwungen. Ich erinnere nur an die vielen Notdurftszenen, die uns Rubens, Rembrandt, Ostade, Jan Steen, Brouwer und Breughel gemalt haben. Mitten in einer lustigen Gesellschaft findet sich häufig ein Mann oder ein Kind, die ihren Bedürfnissen freien Lauf lassen, seltener ist es ein Weib. Joachim Patenier hatte die Gewohnheit, in seinen Landschaften einen Mann anzubringen, der seine Blase erleichtert. Marcus Gheeraerts aus Brügge dagegen fügte eine Frau ein, die auf einer Brücke oder an einer anderen Stelle kauerte und ein kleines Bedürfnis verrichtete.

*Bérolde de Verville* bringt in seinem „*Moyen de parvenir*“ zahllose skatologische Anekdoten und Schnurren, und man gerät tatsächlich in Verlegenheit, wenn man ein bezeichnendes Beispiel auswählen soll. Es sei deshalb nur die Schnurre wiedergegeben, in der das Vergnügen einer guten Entleerung gepriesen wird<sup>11</sup>.

---

<sup>11</sup> Der Weg zum Erfolge, deutsch von Mario Spiro, Berlin, Bruno Cassirer 1914, S. 359.

„Wie sie eines Nachmittags miteinander plauderten, ihr Gemahl und sie, kam ihr bei, zu ihm zu sagen: ‚Aber mein Schatz, ich bitte dich, mir zu sagen, ob du mich wohl liebst.‘ — ‚Ei freilich, meine Liebe!‘ — ‚Wie was, mein Herz?‘ — ‚Wie einen guten Schieß, liebstes Schwesterlein!‘ — ‚Wahrlich, Ihr achtet meiner recht gering!‘ Er bemerkte diesen Unwillen und beschloß, des Rats zu schaffen. Eines Tages, wie er auf dem Lande zu thun hätt, sagte er zu seiner Frau, daß er wünsche, sie begäben sich selbender hin. Worein sie willigte. Er hieß sie früher aufstehen denn gewöhnlich, ehe noch die Natur die auszuscheidenden Stoffe gehörig präpariert hatte, so daß sie noch mit ihr Bedürfnis zu erledigen vermochte, wozu auch kam, daß er sie zu großer Eile antrieb. Sie stiegen zu Pferde, er auf seinen Karren-gaul, und sie auf das wackere Lastpferd mitsamt dem Bediensteten, so es am Halfter führte und des unterrichtet war, was er zu thun hätt. Wie sie zwei Meilen hinter sich hatten, verspürte die Dame ein Gelüsten nach dem Misten. Aber der Diener sagte ihr, daß er sich nit getraute anzuhalten, und daß man eilen müsse, so daß sie an sich hielt und so trefflich, daß sie sich bei ihrer Ankunft mit eins gedrängt fühlte, ihr Geschäft zu verrichten. Und stracks lief sie zum Purgatorium, allwo sie sich reichlich entleerte und mit so viel Vergnügen, daß ihr die Freundschaft zu Sinn kam, so ihr Gemahl für sie empfand. Derowegen sprach sie — zurückgekehrt: ‚Ei, mein Freund, nun habe ich getreulich erkannt, daß Ihr mich mächtig liebt. Ich habe selbiges soeben empfunden und glaube, daß nichts so gut ist wie ein wackerer Schieß. Nur eines hat mich traurig gemacht, ich war nämlich gar betrübt, daß ich kein Papier hatte, um mir den A . . . zu wischen.‘“

Ein weiteres Skatologikum ist das etwa um 1190 von einem unbekanntem Spielmann verfaßte Epos „*Salomon und Morolf*“, dessen Spruchgedicht uns hier interessiert. Morolf ist ein häßlicher, unflätiger Possenreißer, der mit dem Könige Salomo in einen Disput gerät und auf Salomos Weisheitssprüche mit einer skatologischen Redensart antwortet. Der Gegensatz zwischen den erhabenen Worten Salomos und der ganz im gemeinen wurzelnden Sprechweise des groben Bauernklotzes ist ungemein reizvoll<sup>12</sup>.

Eins der bekanntesten Stücke von *Hans Sachs* ist sein „*Nasentanz*“, der 1550 gedichtet wurde. Ein Schultheiß trägt an seiner Stange drei Schmuckstücke und verheißt sie den drei größten Nasenträgern als Preis. Die nun auftretenden Bewerber preisen die Vorzüge ihrer Nasen in recht drastischer Weise. Schon die Namen gehören in das Reich der Skatologie. Da ist zum Beispiel ein

<sup>12</sup> Vgl. Salomon und Marcolf, hrsg. von Hans W. Fischer, Leipzig 1907. Die Beliebtheit dieses Dialoges geht daraus hervor, daß er in verschiedenen Sprachen fast gleichzeitig erschien, z. B. französisch: *Les Dictz de Salomon avec les responces de Marcon fort joyeuses*, s. l. n. d. (vers 1500; vgl. Gay, *Analectes* III, 20—21) und polnisch, vgl.: *Collationes inter Salomonem et Marcolphum. — Rozmowy ktore mysał Zmarchołtem grubym a sprosnym / á wssákoż iáka ońnym powyedáia bárzo zwymownym zfigurámi y zgdakami smyessnymi*. Wydał Ludwik Bernacki, Folio. Haarlem, Joh. Enschede en Zonen Nakładem Wydawcy 1913. Nur in 125 nummerierten Exemplaren hergestellt. — Das Werk ist in mehrfacher Hinsicht interessant. Es bringt den Neudruck von drei Marcolf-Fragmenten, Krakow 1521, 1525 und 1535, in altpolnischer Sprache, also die überhaupt ersten polnischen Drucke; ferner „*Wyjątki z Marchołta*‘. *Wokabularz rozmaitych sentencyí*. Krakow, H. Wietor / 1539“. Mit 31 Faksimilereproduktionen, darunter von einigen durch Holzschnitte illustrierten alten Ausgaben. — Das „*Wokabularz*“ stellt eine bisher unbekannte deutsche Übersetzung des Marcolf dar, und außerdem sind zwei noch nicht bekannte lateinische Inkunabeln des Buches, gedruckt von Quentell und Kacheloffen, darin genau beschrieben.

Kunzel Kleienfurz, ein Friedel Zettelscheiß, die sich rühmen — der erste:

*Schultheiß, ich heiß Kleienfurz,  
Mein Nas ist breit, plump, munk und kurz.  
Daran die Naslöcher aufzannen (klaffen),  
Breiten sich aus wie ein Futterwannen,  
Womit ich sehr viele Fürz auffang,  
Die mir zublasen früh und z'Nacht  
Von Mägden, Knechten und Roßbuben,  
Wenn ich bin in der Rockenstuben...*

Der andere:

*Schultheiß, ich heiß Friedel Zettelscheiß,  
Am Tanz ich zu bestehn nicht weiß,  
Weil ich noch war ein Kind beschissen,  
Da hat mir ein Sau mein Nas abbissen usw.*

Als ein sittengeschichtliches Dokument ersten Ranges ist der im Mittelalter sehr verbreitet gewesene „*Till Eulenspiegel*“ anzusehen. Die darin enthaltenen Spässe drehen sich fast durchweg um die Verwendung menschlicher Exkremeute. Da das Werk zu bekannt ist und jederzeit nachgelesen werden kann, gebe ich nur einige besonders bezeichnende Titel an:

Wie Eulenspiegel ein Hofjunge ward und ihn sein Junker lehrt, wenn er fände das Kraut „Henep“, so sollte er darein hofieren, also hofierte er in den „Senep“ und meinte, „Henep“ und „Senep“ wären dasselbe.

Wie Eulenspiegel ein Meßner ward im Dorf Buddenstekt, und wie ein Pfarrer in die Kirche hofierte, womit Eulenspiegel eine Tonne Bier gewann.

Wie Eulenspiegel die Juden zu Frankfurt am Main betrog um tausend Gulden, indem er ihnen seinen Dreck als Prophetenbeere vertrieb.

Wie Eulenspiegel sich bei einem Kürschner verdingte

und ihm in die Stube Stank machte, auf daß ein Gestank den andern vertriebe.

Wie Eulenspiegel zu Hannover in die Badstube hofierte und meinte, es wäre ein Haus der Reinlichkeit . . . usw. Aus *Paulis* „*Schimpf und Ernst*“, einer der beliebtesten Fazetiensammlungen des 16. Jahrhunderts, seien nach der Reclamschen Ausgabe zwei bezeichnende Fazetien mitgeteilt:

„Wie man die jungen Kinder gewöhnt zur Beichte, so kam ein Töchterlein zu dem Priester und beichtete. Der Beichtvater fragt das Kind, ob es auch in das Bett brunzele. Es sprach: ‚Ja!‘ Der Beichtvater sprach: ‚Lug, daß du es nicht wieder tuest, ich esse die Kinder, die in das Bett brünzele!‘ Das Töchterlein sprach: ‚Nein, du sollst mich nicht essen, weil ich in das Bett brünzele! Ich habe ein Brüderlein daheim, das kackt ins Bett, das iß!‘“

„Es war ein Arzt, der hatte zween Kranke oder Bresthaftige angenommen und wollte ihnen beiden helfen, wiewohl ihr Gebrest sehr ungleich war. Denn der erste Kranke war ein alter, betagter Bürger, der hatte eine gar schöne junge Tochter zur Ehe genommen, und kam zum Arzte und bat ihn, er sollte ihm eine Arznei machen, damit er seiner jungen Frau auf die Nacht wohl gefiele. Der gute Arzt tat das Beste und verordnete dem alten Mann ein Rezept, damit er seiner Braut wohl gefiele. Des andern Kranken Siechtage waren also, daß er nicht konnte zu Stuhle gehen, langer Krankheit halber. Darum verordnete ihm der Arzt ein Rezept, das ihm Stuhlgang brächte und den Magen weichte. Während diese beiden Rezepte gemacht wurden, ging der Doktor zu Gast essen und hinterließ dem Apotheker, die zween Kranken würden die beiden Latwergen holen. Aber der Apotheker ward irr und gab dem Kranken, der nicht konnte zu

Stuhle gehen, die Arznei, die dem alten Manne zugehörte, der gern mit der jungen Frau fröhlich wäre gewesen. Als der die Arznei einnahm, ward ihm seine Notdurft vonnöten, und als er einmal oder zweimal auf dem heimlichen Gemach war gewesen, hatte er doch keine Ruhe, sondern trieb das die ganze Nacht also, daß die junge Frau gar wenig erfreut ward auf diese Nacht. Sie war darum sehr traurig, denn sie besorgte, es wäre allso seine Art und Weise.

Der andere Kranke aber lag die ganze Nacht und wartete, wann ihm der Stuhlgang würde kommen. Aber seine Arznei wirkte in einem andern Weg, denn er hätte lieber eine Frau bei sich gehabt, als daß er wäre zu Stuhle gegangen. Des Morgens kam der Arzt zuerst zu dem alten Manne und wollte sehen, was er ihm als Honorar gäbe, aber der gute Mann lag noch und ruhte, denn er hatte die ganze Nacht nicht viel geschlafen und war so schwach geworden, daß er kaum reden konnte und sagte dem Arzte: ‚Fürwahr, Herr, Ihr habt mir ein böses Stück getan! Wenn ich stärker wäre, als ich bin, so solltet Ihr es keinem Pfaffen dürfen beichten!‘ Der Arzt fragte: ‚Wieso?‘ Der Alte sagte ihm, wie er die ganze Nacht hätte laufen müssen und die Braut seiner gar wenig froh gewesen wäre. Da erkannte der Doktor, daß der Apotheker die Arzneien verwechselt hätte und bat den alten Mann um Entschuldigung. Der andere Patient ist natürlich ebensowenig erbaut, daß er statt einer ‚Weichung des Bauches inwendig‘ eine ‚Härtung des Bauches auswendig‘ erreicht hat.“

Nicht minder beliebt als Paulis „Schimpf und Ernst“ war *Jörg Wickrams* „*Rollwagenbüchlein*“. Der ziemlich derbe Schwank „*Von der Bäuerin und der süßen Martinsmilch*“ gehört ebenfalls hierher. Da er aber sehr

weitschweifig ist, lasse ich die Erzählung nur auszugsweise folgen. Nach einer reichhaltigen Abendmahlzeit bei einem wohlhabenden Bauern, bei der es viel süße Milch gegeben hatte, bekommen zwei Knechte des Bauern, die in der Stube nebenan schlafen, Durst. Der eine Drescher erhebt sich leise, um in die Milchkammer zu gehen und eine Satte Milch für sich und seinen Genossen zu holen. In der dunklen Nacht verfehlt er aber den Weg, denn als er meinte, er ginge wieder zu seinem Gesellen, kam er in des Bauern Kammer. „Da lag die Bäuerin mit bloßem Hintern unbedeckt. Der gute Drescher meinte, es wäre sein Gesell, der wäre wieder entschlafen, und hob der Bäuerin die Milch vor den Hintern. Indem ließ die Bäuerin einen Wind von sich gehen, der Drescher sagte: ‚Du Narr, was bläsest du in die kalte Milch? Ich meine, du seiest voller Wein seit dem Abend.‘ Indem entfuhr der Bäuerin noch ein Blästerling, da ward der Drescher erzürnt, erwischte die Milch, vermeinte, sie seinem Gesellen in das Angesicht zu schütten, und schüttete sie der Bäuerin in den Hintern. Davon erwachte die Bäuerin und wußte nicht, wie ihr geschehen war, sie gebärdete sich übel darob. Der Bauer wachte auch auf und fragte sie, was ihr geschehen wäre. ‚O weh!‘ sagte die Bäuerin, ‚ich weiß nicht, ich liege ganz naß im Bette.‘ Der Bauer sprach: ‚Sagte ich dir nicht am Abend, als du der Milch so viel zu essen tatest? Dir ist eben recht geschehen!‘ usw.“

Von den deutschen Schwankerzählern wagen wir einen großen Schritt zu den italienischen Fazetisten. Sacchetti, Straparola und die andern Novellisten zeichnen sich durch überquellende Lebensfreude aus. Die Derbheiten in ihren Schriften lassen sich nicht mit wenigen Worten erschöpfen. Immer aber ist das skatologische Moment

nur Beiwerk, bildet nicht den Mittelpunkt, um den sich alles dreht. Ein solches Aufgehen im rein Skatologischen finden wir nur bei dem Erzscheml *Gonella*, den wir mit einigen Schnurren zu Worte kommen lassen wollen:

Einstmals versprach er einem Ferraresen, der dies sehnlichst wünschte, ihn für wenige Groschen zum Wahrsager zu machen. Nachdem sich der Mann auf sein Geheiß zu ihm ins Bett gelegt hatte, ließ er einen geräuschlosen Wind streichen. Dann befahl er ihm, den Kopf unter die Decke zu stecken. Der tat es, zog ihn aber vor Gestank eiligst hervor und sagte: „Wie ich sehe, hast du gefurzt.“ Darauf *Gonella*: „Zahl mir das Geld, denn du hast richtig wahrgesagt<sup>13</sup>.“ Auch Poggio führt sie an<sup>14</sup> in etwas geänderter Fassung: „Zu einem Florentiner, der ein Wahrsager zu werden wünschte, sagte *Gonella*: ‚Mit einer einzigen Pille werde ich dich zum Wahrsager machen.‘ Da der einverstanden war, gab er ihm eine aus Dreck gedrehte Pille in den Mund. Der Arme spie vor Ekel aus und sagte: ‚Das schmeckt ja nach Dreck, was du mir gegeben hast.‘ Nun bestätigte ihm *Gonella*, daß er wahrgesagt habe, und verlangte seinen Lohn.“ Dieses Motiv, nach dem Geschmack die Herkunft einer übelduftenden Sache zu erraten, scheint nach den Nachweisungen, die Albert Wesselski in „Die Begebenheiten der beiden *Gonella*“<sup>15</sup> bietet, sehr beliebt gewesen zu sein, denn es findet sich in altfranzösischen, italienischen und deutschen Novellen. Das altfranzösische Fa-

---

<sup>13</sup> S. a. Poggio, Facetien Nr. 166; dieselbe Geschichte findet sich auch in Grimmelshausens Abenteuerlichem Simplicissimus, I. Buch, 28. Kapitel, Ausgabe von Tittmann, 2. A., Leipzig 1877, I. S. 77 ff.

<sup>14</sup> *Les facéties de Poggio, traduites en Français, avec le texte latin. Edition complète. Paris 1878, Nr. 165.*

<sup>15</sup> Weimar, Alex. Duncker, 1920. S. 99—102.

bliau<sup>16</sup>, Nic. de Troyes<sup>17</sup>, Sacchetti<sup>18</sup> erzählen die Geschichte, Seb. Brant hat sie in die „*Aesopi vita et fabulae*“ aufgenommen, und Hans Sachs geht darauf zurück<sup>19</sup>. Damit ist das Wandern der Novelle aber noch nicht erschöpft. Wesselski gibt noch mehrere Nachweise, auf die ich verweise.

„Groß geworden, verfügte sich Gonella zu Herzog Borso, Als er bei diesem von ungefähr krank wurde, kam ihn der Herzog zum Zeitvertreib alltäglich besuchen, und bei einer solchen Gelegenheit sagte er ihm einmal, wenn er irgendeinen Wunsch habe, solle er ihn nur frei herausagen. ‚Herr,‘ antwortete Gonella, ‚ich schäme mich, zu sagen, was ich möchte, und doch glaube ich sicherlich, daß ich genesen würde, wenn ich es äße.‘ Der Herzog entgegnete ihm: ‚Laß dir nicht bange sein, du sollst bekommen, was du willst, und wenn es Dreck wäre.‘ — ‚Du hast es erraten‘, sagte Gonella; ‚ich möchte einen dicken Strunz und habe ihn auch schon von dem verlangt, der mir das Bett macht, aber er will mir keinen geben, und so bitte ich dich, sieh zu, daß er mir einen bringt.‘

Der Herzog rief diesen Diener und sagte zu ihm: ‚Merk’ dir’s, wenn du nicht alles tust, was dir Gonella befiehlt, so lass’ ich dich henken.‘

Aus diesen Worten gewann der Schalk Mut und heischte den Strunz von dem Diener, und der Diener brachte ihn ihm auf einem Teller. Nun sagte Gonella: ‚Jetzt habe ich

---

<sup>16</sup> G. Raynaud et A. Montaiglon, *Recueil général et complet des fabliaux*. Paris 1872, III, S. 46 ff.

<sup>17</sup> *Parangon des nouvelles honnestes et délectables*, 34. Nov.

<sup>18</sup> Übersetzt von Floerke, III, S. 216 ff.

<sup>19</sup> Sämtliche Fabeln und Schwänke, hrsg. v. E. Goetze und C. Drescher, Halle 1893 ff., IV, S. 463 ff.

keine rechte Lust, darum sei so gut und kau' mir ihn vor, und da wird mir die Lust wieder kommen.'

Den Diener deuchte das wohl seltsam, aber aus Furcht vor dem Herzoge, der zugegen war, steckte er ihn in den Mund und kaute eine Weile daran herum. Dann wollte er ihn erbot dem Narren reichen. Der jedoch sagte schmunzelnd, während jeder gespannt war, ob er ihn essen werde: ‚Du hast mir ja den ganzen Saft herausgezogen, und weil du die Trester herausgezogen hast, so iß jetzt alles, und laß es dir wohl bekommen.‘ Und so sah sich der arme Schelm von einem Diener aus Angst, es könnte ihm etwas noch Schlimmeres zustoßen, gezwungen, diese Schweinerei hinunterzuschlucken<sup>20</sup>.“

Zuweilen aber fällt Gonella selber in die Grube, die er anderen gegraben hat. Davon ein Beispiel, das die Dichtergestalt Dantes zum Gegenstand hat:

„Von den Florentinern war Dante, der Dichter, als Gesandter zu den Venetianern geschickt worden. Auf der Durchreise hielt er sich einige Tage in Ferrara bei dem Herzog auf und war dort Gegenstand vieler Ehrungen. Eines Tages sah nun Gonella die Kapuze, die Dante nach florentinischer Weise trug, und da sagte er zu dem Herzog: ‚Herr, ich sterbe, wenn du mir nicht eine Gnade erweist.‘ Der Herzog antwortete: ‚Verlange, was du willst!‘ Und der Possenreißer verlangte die Kapuze Dantes. Dieser, der sah, daß er damit dem Herzog einen Gefallen tat, gab sie ihm. Kaum aber hatte sie Gonella, so hofierte er hinein. Nun bat Dante den Herzog um die Gnade, daß sie Gonella sich aufsetzen müsse, und ihm wurde willfahrt, und Gonella setzte sie sich auf und

---

<sup>20</sup> Die Begebenheiten der beiden Gonella, hrsg. v. A. Wesselski, Weimar 1920, S. 69—70.

teigte sich völlig ein zum großen Vergnügen aller, die dabei waren. Also war der Schalk dank der Hoheit von Dantes Geist der Gefoppte<sup>21</sup>.“ Einigermaßen ähnlich ist der 52. Schwank in Jörg Wickrams „Rollwagenbüchlein“<sup>22</sup>: „Einer satzt seinem gefattern ein hut mit Bruntz auf den kopff in einer abenzech.“

Daß viele solcher skatologischen Erzählungen Allgemein- gut waren, zeigt sich an folgender Schnurre:

„Als Gonella einmal nach Neapel kam, sah er beim Formellinischen Brunnen eine aufgeschürzte Magd, die dort wusch, und weil sie ihren Leib bei der Arbeit tüchtig rührte, hatte sich ihr das Hemde im Hintern eingeklemmt. Da sagte Gonella zu ihr: ‚He, Mädchen, merkst du es denn nicht, daß dir dein Arsch dein Hemd frißt?‘ Ohne sich erst zu besinnen, antwortete sie: ‚Bei Gott, du bist im Irrtum, das Hemd wischt nur den Arsch, damit du ihn sauber küssen kannst.‘“ Dazu vergleiche Morlinis Novellen<sup>23</sup>. Auch Lodovico Domenichi<sup>24</sup> erzählt denselben Schwank. In der etwa 1600 verfaßten „*Salade d'espisa grame*“ des Grafen d'Aube<sup>25</sup> steht ein Epigramm „*Contre-pique*“, das auf Domenichi zurückgeht. In einem Stücke der zuerst 1526 erschienenen „*Hundred Mery Tales*“<sup>26</sup> ist nicht Gonella, sondern ein Mönch der Gehänselte.

In der Art wie Rochesters „*Sodom*“, nur nach der skatologischen Seite gerichtet, ist folgendes Stück: „*Crasseau- cul, roi d'Etronie, trag. biblique en un acte et en vers*“,

<sup>21</sup> Die Begebenheiten der beiden Gonella, S. 75 f.

<sup>22</sup> Herausg. v. J. Bolte, Tübingen 1903, S. 68 ff.

<sup>23</sup> Herausg. v. A. Wesselski, München 1908, Nov. 50.

<sup>24</sup> *Facetie, motti et burle di diversi signori et persone private. Raccolte per M. Lodovico Domenichi. Venetia 1581, S. 20 ff.*

<sup>25</sup> *Recueil de pièces rares et facétieuses anciennes et modernes, Paris 1872, S. 170.*

<sup>26</sup> Ed. by Oosterley, London 1866, S. 44, Nr. 23.

par M . . . r, Paris 1855 (Bruxelles 1867). Dieses Stück, das in Sodom einige Tage vor seiner Zerstörung spielt, erschien zuerst in „Nouveau Théâtre Gaillard“ und ist, wenn man Gay<sup>27</sup> glauben darf, die stärkste obszöne Burleske skatologischer Art<sup>28</sup>. Und nun noch einen kurzen Sprung nach Deutschland.

Goethes „Leiden des jungen Werther“ (1774) riefen bekanntlich eine ganze Flut von Spott- und Gegenschriften auf den Plan. So trat unter anderen Nicolai (1733 bis 1811) mit seinen „Freuden des jungen Werther“ (1775) an die Öffentlichkeit, worin Goethe gehörig parodiert wurde, was ihm dieser mit dem derben Schmähdgedicht „Nicolai auf Werthers Grab“ vergalt:

*Ein junger Mann, ich weiß nicht wie,  
Verstarb an der Hypochondrie  
Und ward dann auch begraben.  
Da kam ein schöner Geist herbei,  
Der hatte seinen Stuhlgang frei,  
Wie ihn so Leute haben.  
Der setzt sich nieder auf das Grab  
Und legt sein reinlich Häuflein ab,  
Schaut mit Behagen seinen Dreck,  
Geht wohl er atmend wieder weg  
Und spricht zu sich bedächtiglich:  
„Der gute Mann, er dauert mich,  
Wie hat er sich verdorben!  
Hätt' er geschissen so wie ich,  
Er wäre nicht gestorben!“*

In dem anonym erschienenen „Marionettentheater“ des Johann Friedrich Schink, Wien, Berlin und Weimar (Berlin, Himbürg) 1778, findet sich das Drama „Hans-

---

<sup>27</sup> 3. A., II, 376.

<sup>28</sup> Vgl. a. Drujon, *Catalogue des ouvrages condamnés*. Paris 1879, S. 110.

wurst von Salzburg mit dem hölzernen Gat“, das eine genaue Parodie des Götz ist<sup>28a</sup>. Im Prolog heißt es:

*Und der Doktor Goethe ist doch ein Genie —  
(Sagen's ja alle Kritici!)  
Mischt in seinem Schauspiel, wie Hecksel und Stroh,  
Zigeuner und Reitknechte, Pfaffen und Helden,  
Lassen sich auch — mit Ehren zu melden —  
Die Helden im Arsch lecken, wie solches gar schön  
Im Götz von Berlichingen zu sehn.*

Und am Schluß:

*Werden also, meine Herren und Frauen,  
Ein Schauspiel à la Goethe hier schauen:  
Wird darin geschweißkerlt, geschwerenoth't und gekakt.  
Es folgt nunmehr der erste Akt.*

Auch die „Leiden des jungen Franke, eines Genies“ (1777) von Joh. Moritz Schwager gehören zu den gegen Goethe gerichteten Spottschriften. Der Held des Stückes schleicht sich zu seiner Geliebten, einer verheirateten Frau, fällt aber deren eifersüchtigen Gatten in die Hände, der ihn zum Kapaunen macht. Aus Schmerz erhängt er sich an einer alten Eiche, hält aber noch im Tod eine Reliquie seiner Geliebten, nämlich deren Nachtopf, in der Hand, was auf dem Titelbild getreulich abgebildet ist<sup>29</sup>.

Goethe war bekanntlich einem derben Wort nicht abgeneigt, wenn dadurch der Sinn am deutlichsten und sinnkräftigsten wiedergegeben werden konnte<sup>30</sup>. Ihm war deshalb in die Seele zuwider diese alberne Sucht, durch euphemistische Ausdrücke mit den allermenschlichsten Bedürfnissen Verstecken zu spielen und sich der

---

<sup>28a</sup> Vgl. Goedeke IV, 1, 911, 11.

<sup>29</sup> Ebeling, Geschichte der komischen Literatur. Liegnitz und Leipzig 1783, I, S. 554.

<sup>30</sup> Schopenhauers Gespräche und Selbstgespräche, hrsg. v. Ed. Grisebach, Berlin 1898, S. 28.

Funktionen seines eigenen Leibes zu schämen. Im Laufe der Jahre wandelte sich allerdings darin sein Geschmack ein wenig, dann, als er abgeklärt war oder zu sein glaubte. Aber in seinen Sturm- und Drangjahren konnte ihm die ängstliche Prüderei wenig imponieren:

*Mußt all die garst'gen Wörter lindern,  
Aus Scheißkerl Schurk, aus Arsch mach Hintern,*

empfiehlt er einmal ironisch, und Götz von Berlichingens Antwort ist ja bereits zum geflügelten Wort geworden. Auch in dem Spiel „Hanswursts Hochzeit“ hat er seiner sprudelnden Laune die Zügel schießen lassen. Leider ist das Stück ein Torso geblieben und über das Namensverzeichnis und kurze Bemerkungen nicht hinausgekommen. Aber die Namen verraten schon, von welcher Derbheit das beabsichtigte Drama gewesen wäre, wenn Goethe den Mut besessen hätte, es auszuführen. Er konnte sich nicht genug tun, die niederen Beziehungen von Männlein und Weiblein und ihre körperlichen Geschlechtsmerkmale und -unterschiede in Namensform zu kleiden. Da war vorgesehen: Hans Arsch von Rippach, Neckärschchen, Schnuckfötzchen, Quirininus Schweinigel, Thomas Stinckloch, Stinkwitz, Blackscheißer, Hosenscheißer, Wurstfresser aus dem Scheißhaus, Leckarsch, Lapparsch, Dr. Bohnefurz, Scheißmatz, Piephahn, Farzpeteter, Heularsch, Jungfer Arschloch, Hans Schiß, Nonnenfützchen usw. usw.<sup>31</sup>

War dieses Stückchen eine Ausgeburt toller Laune, so zeugt das Pamphlet „Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn“ (1790) von einer pöbelhaften Gemeinheit. In dieser Schrift schüttet Kotzebue, der hier wirklich seinem Namen alle Ehre macht, Kübel von Schmutz auf

---

<sup>31</sup> Vgl. die von Stammler besorgte Ausgabe bei Paul Steegemann, Hannover 1921.

seine Gegner aus, um zur Ehrenrettung Zimmermanns beizutragen. Für uns kommt hier insbesondere der dritte Akt in Betracht. Nachdem sich die Verschworenen zum Sturze Zimmermanns verbunden haben, sind „alle tüchtig besoffen, taumeln, krakeelen und rülpsen“. Gedicke will sich schlechterdings Lichtenbergs Munde als eines unaussprechlichen Geschirrs bedienen. Kästner macht keine Epigramme mehr, sondern gibt halbverdaute Viktualien von sich. Brie schnarcht, sperrt das Maul seiner Gewohnheit nach dabei auf und erhält die ganze Masse eines Magenüberladenen dabei hinein. Campe verrichtet seine Notdurft an der Nasenspitze seines schlafenden Kollegen Trapp und reinigt sich mit einem Stück der Berliner Monatsschrift, wovon er aber Giftblasen am Hintern bekommt. Klockenbring ruht in einem Schweinestalle „wie unter Brüdern“ usw. usw.<sup>32</sup>

Im allgemeinen hat die neuzeitliche belletristische Literatur der Deutschen wenig für die skatologische Richtung übrig. Deshalb finden sich derartige Züge nur vereinzelt. *Chamisso* erlaubt sich in der letzten Strophe seiner Schauerballade „Der arme Sünder“ eine kleine skatologische Abschweifung<sup>32a</sup>, und nur der in seiner zügellosen Kühnheit auch vor dem Äußersten nicht zurückschreckende Oskar *Panizza* bringt von seinem auf den Mond verschlagenen Erdenbewohner eine ganze Szene, in der eine eingehende Beschreibung der Entleerung enthalten ist<sup>32b</sup>

Auch dem begeistertsten Verehrer der Exkremeute wird es nicht immer angenehm sein, wenn er wider Willen

---

<sup>32</sup> Ebeling, Geschichte der komischen Literatur, Leipzig und Liegnitz 1869, Bd. 1, S. 434—441.

<sup>32a</sup> Richard M. Meyer, Deutsche Parodien, S. 177.

<sup>32b</sup> Visionen der Dämmerung, München 1914, S. 138.

mit ihnen Bekanntschaft machen muß. Daraus folgt erstens, daß entweder nur die Ausscheidungen des geliebten Wesens geschätzt werden, und daß sich der Liebhaber in seiner Phantasie zu ihnen in Beziehung bringen muß, um sexuell erregt zu werden, oder zweitens, daß es der Wärme der Ausscheidungen bedarf, um den andern in Erregung zu versetzen. Alles andere wirkt peinlich oder stößt ab. Für jeden Dritten erregt der unverhoffte Gegensatz zwischen höchster Wollust und Bekanntschaftmachen mit dem Unreinen die Lachlust. Ein bezeichnendes Beispiel finden wir in dem Erotikon: „Priaps Normalschule, die Folge guter Kinderzucht, ein kleiner Roman in gefühlvollen und zärtlichen Briefen.“ Berlin 1789. S. 73. Bei einem Schäferstündchen in einem Viehstalle hat ein Ziegenbock einen hinterlistigen Angriff auf den Liebhaber gemacht. „Itzt wanderten sie beide miteinander zur Thüre hinaus, und es wäre gewiß für einen vierten eine äußerst komische Szene gewesen, den Passagier mit nackichtem Podex und den Bock mit gesenkten Hörnern in seinen Hosen zu sehen. Ich wußte nicht, sollte ich weinen oder lachen: aber das Lustigste kam erst. Kaum waren sie vor der Thüre, so stolperte mein Freund und fiel samt seinem Führer nach aller Länge in die Mistpfütze, in welcher eine Menge Kühfladen und Menschensatzungen herumschwammen. Der Bock arbeitet aus allen Kräften, um aus der Pfütze zu kommen, und brachte seinen Gegner immer noch tiefer hinein, bis ihm auf mein hierüber erregtes Geschrei einige Leute zu Hilfe kamen und vom Bock erlöseten. Das erste, was er that, war, daß er hurtig, noch in der Pfütze, die Hosen hinaufzog und zuknöpfte, aber er hatte zugleich auch eine Parthie solcher schwimmender Materialien mit hineingeschlagen, daß sie ihm unter den

Kriegsgürteln hervorquatschelten, und er sich weder zu rathen noch zu helfen wußte. Alles, was in der Gaststube war, lief heraus, den armen Schelmen zu betrachten, der wie ein Aas stank.“

In gleich übler Verfassung befand sich auch der Teilnehmer einer Soiree, der auf den teuflischen Rat des verschmähten Liebhabers der Hausfrau in deren Boudoir Erleichterung seiner Magenpein sucht. Ehe er aber noch dazu kommen kann, wird er von der Hausfrau, die der Meinung ist, ein Liebespärcchen entdecken zu können, und deren Ehemann, dem zugesteckt wurde, er könne seine Gattin mit ihrem Galan in flagranti ertappen, überrascht und muß nun vor Angst seine Hosen als Ablagerungsstätte für seine Exkremete wählen<sup>32 c</sup>.

#### 4. Skatologisches aus der Weltgeschichte

Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist bekanntlich nur ein Schritt, und wenn es etwas gibt, das uns unsere Erdschwere so recht zum Bewußtsein bringt, so ist es die Notwendigkeit der Entleerung. In diesem Punkte heißen wir alle „Hase“! Das Gesetz des Ausgleichs herrscht überall. Mag ein Mensch auf der sozialen Stufenleiter noch so hoch stehen, er ist den Gesetzen seines Körpers unterworfen wie der niederste Bettler. Diese Tatsache tröstet das nicht zur Klasse der *Beati possidentes* gehörende Volk einigermaßen, und es zieht mit Vorliebe derartige Fakta ans Tageslicht, aus denen die Niedrigkeit des Menschenlebens recht deutlich erhellt. So weiß man von großen Männern zu berichten, die auf dem Abort geboren worden sind, zum Beispiel

---

<sup>32c</sup> Der deutsche Casanova, herausgegeben von Max Bauer, Berlin, Eigenbrödlervlag, o. J., Bd. II, S. 149.

Karl V. In Gent kann man im Fürstenhof noch das geheime Gemach sehen, in welchem Johanna von Aragonien am 25. Februar 1500 von den Wehen plötzlich überfallen wurde und niederkam. Wieder andere beschlossen in dieser unreinen Zufluchtstätte ihrer Tage Lauf. So wird berichtet, daß Arius und Papst Leo, die angesehensten Häupter der arianischen Ketzerei, wegen heftigen Bauchgrimms aus der Disputation weg zum Privet eilen mußten und dort den Geist aufgaben. Man sah in diesem plötzlichen Tode an unreiner Stätte die Strafe Gottes für die beiden „Ketzer“. Indessen so ganz stimmt das wohl nicht, denn auch der fromme Irenäus erlitt das gleiche Schicksal. Kaiser Heliogabal wurde auf dem Abtritt, auf dem er sich am sichersten glaubte, von den Meuchelmördern überrascht und umgebracht<sup>33</sup>. Mögen die vorstehenden Tatsachen nun verbürgt sein oder nicht: der tiefere Grund für die Abfassung und Verbreitung derartiger Geschichten war wohl das Bestreben, zu nivellieren, der revolutionäre Gedanke der Gleichmacherei, der Wunsch, auch die Größten in ihrer menschlichen Hilflosigkeit, unterworfen den Gesetzen der Natürlichkeit, mit faunischem Behagen darzustellen und grinsend auf sie zu weisen: „Seht, das sind eure Helden!“

Dem Kaiser Napoleon I. hat man sogar ein eigenes (nur acht Seiten starkes) skatologisches Büchlein gewidmet, worin erzählt wird:

*Un certain jour chiant sans peur  
Se chia lui — même l'empereur,*

---

<sup>33</sup> I. Ravisi Textoris officinae Epitome, Lugduni 1593, enthält ein Kapitel über die auf dem Abort Verstorbenen und Geborenen „In Latrinis mortui aut occisi“. Vgl. auch Montaigne, Gedanken und Meinungen über allerley Gegenstände, Berlin 1793, II, 131.

*Il emmerda la République,  
Ainsi il nous emmerda tous.  
Malgré sa merde despotique  
Ses étrons étaient encore doux*<sup>34</sup>.

Selbst der ehrwürdige Dante wird zum Helden einer skatologischen Anekdote gemacht (wie an anderer Stelle des näheren dargetan ist), und Béroalde de Verville bringt in seinem „*Moyen de parvenir*“ noch weitere bezeichnende Beispiele.

In der deutschen Literatur wird oft Friedrich der Große in den Mittelpunkt mancher skatologischen Anekdote gestellt, zum Beispiel:

„Ein Bauer klagte einst bei Friedrich dem Großen, er habe beim hohen Senate eine Bittschrift eingereicht, und selbe wäre ihm nicht angenommen worden. Der König untersuchte die Sache und fand, daß diese Weigerung auf sehr unerheblichen Gründen beruhe. Hierüber aufgebracht, befahl er dem Bauern, bei nächster Rathssitzung jene Sache nochmals vorzutragen, und wenn sie sich wieder weigerten, ihm zu willfahren, ihnen das A... lecken zu schaffen, er wolle schon Sorge tragen, daß ihm nichts geschähe. Der Bauer erscheint und wird sehr unhöflich abgewiesen. Aufgebracht schreit er: ‚Ich werde mit dem Könige selbst reden, dann kann mir der versammelte Rath den A... lecken!‘ und läuft davon. Der ganze Rath ihm nach. Plötzlich tritt der hinter der Thür verborgene König hervor. ‚Wohin, meine Herren?‘ redete er sie an. Man weigerte, es ihm zu sagen. ‚Ich befehle es!‘ war seine Rede. Schäumend erzählte der Präsident, der Bauer habe ihnen dies und das empfohlen. ‚Und muß das so eilig sein?‘ erwiderte der König<sup>35</sup>.“

---

<sup>34</sup> *La merde historique de Napoléon etc. Dzagnignan, imprimerie de P. Garcin, 1848.*

<sup>35</sup> Vgl. auch noch *Anthropophytheia*, Bd. 2, S. 205, Nr. 30.

Neben Friedrich dem Großen ist die Kaiserin Maria Theresia eine beliebte Heldin skatologischer Anekdoten: „Ein Hofbediensteter ging zu Maria Theresias Zeiten am Graben spazieren. Da erblickte er vor sich ein nettes Mäderl und zwickte es beim Vorbeigehen in den Hintern. Als sich die Gezwickte jedoch umdrehte, erkannte der Mann die Kaiserin, fiel auf die Knie und sagte: ‚Majestät, wenn Ihr Herz auch so hart ist wie Ihr Hintern, so bin ich verloren.‘“ Diese Anekdote wird übrigens auch anderen, weniger bedeutenden Frauen angedichtet. Kaiserin Katharina II. fehlt nicht im Reigen. Wiener Ursprungs ist diese Geschichte:

„Kaiserin Katharina von Rußland läßt bei der Hoftafel einen Wind ziemlich laut streichen. Alles wird verlegen. Ein junger Leutnant von der Marine will diese Gelegenheit benützen, um sich bei der Regentin beliebt zu machen, wird rot, springt auf und stürzt aus dem Saal. Am andern Tag beruft ihn die Kaiserin und ernennt ihn zum Kapitän mit den Worten: ‚Ein Leutnant, der einen ungünstigen Wind so zu benützen versteht, verdient Kapitän zu sein<sup>36</sup>.‘“

Von einem ungenannten Herrscher wird berichtet:

„Ein König kam nach Wien und wollte sich von der berühmten Grobheit der Fratschlerinnen (Obstverkäuferinnen) überzeugen. Er begab sich auf den Naschmarkt und stieß aus Spaß einen Stand um. Die Fratschlerin überschüttete ihn darauf mit einer Flut von Schimpfworten. Endlich sagte der König: ‚Wissen Sie, wer ich bin?‘ — ‚Na, so a Sakramentspflastertreta san S', Sö Aff, Sö!‘ — ‚Nein, ich bin der König von ...‘

---

<sup>36</sup> Eine mit einer derberen Pointe ausgestattete Anekdote findet sich in Anthr. 2, 207/8.

Auf dies hin dreht sich die Fratschlerin um und sagt zu einer andern: „Geh, Nani, schieß ihm a Kron<sup>37</sup>!“

## 5. Skatologische Sprichwörter

Will man das Wesen eines Volkes erkennen, so frage man nach seinen Sprichwörtern. Sie geben aufs unverblümmteste den Glauben und die Lebensauffassung eines Volkes wieder. Skatologische Sprichwörter finden sich im Sprachschatz jedes Volkes. Ich kann mich hier nur auf einige Stichproben beschränken.

Der Lateiner sagt treffend: *Stercus cuique suum bene olet*. Zuweilen streift diese Art Volksliteratur das Erotische oder direkt Obszöne. So sagt der Pole: *Lepiej dobre sie wyszcuac niz kiepsko schedozyc* (Es ist immer besser, gut zu pissen, als schlecht zu koitieren), womit er sagen will, daß man eine Krankheit erwischt hat, die einem das Urinieren beschwerlich macht.

Für Deutschland liegen über diese Materie zwei umfassende Sammlungen vor: „Dr. Kainis, Die Derbheiten im Reden des Volkes, Leipzig, Verlag des Literatur-Bureau, o. J. (1872)<sup>38</sup>“ und „Tausend Bauernwitze. Kluge Derbheiten aus Bauernmund. Mit Zeichnungen von Walter Trier. München und Berlin. G. Müller, 1914“. Aus diesen beiden Sammlungen seien folgende Sprichwörter hier angeführt:

*Er sieht aus wie ein Bettpisser, das heißt, er ist ein Schwächling, zu nichts nutze.*

*Es pißt ihn kein Hund mehr an (als Zeichen der Verachtung).*

*Lat löpen, see Lütje, dö pißte he in de Brök.*

*Dat 's ken Spaß, sed de Nachtwätter, wenn man mi in't Hurn schitt.*

---

<sup>37</sup> Anthr. 2, S. 209, Nr. 45.

<sup>38</sup> Vgl. Hayn-Gotendorf, III, 505.

*Schmeckt's gut in der Küche, so schmeckt's um so übler  
im Abtritt.*

*Hei deut so dick, as wenn he recht wat weer und 't is doch  
mit 'n Schet besegelt.*

*Ih, sä' de besopen Buer, da ehne Jürgen in de Hosen scheten  
harre, Arften getten und Linsen schetten.*

*Er sieht einen Hundsreck für einen Grenzstein an, sagt  
man von einem Menschen, der aus einer Mücke ein Kalb  
macht.*

*De kackt di vör de Dor un bringt di ken Beesen mit, sagt  
man von einem Menschen, der einem anderen einen Floh  
ins Ohr gesetzt hat.*

*He het got kacken, he hett 'n Eers bi sick, mit anderen  
Worten: er kann gut reden.*

*Kacken un Sorgen kumt alle Morgen.*

*Da haben wir den Dreck, sagte der Pfarrer und ließ das  
Kind fallen.*

*Da wird er kleine Dreckle sch . . . , das heißt, er wird sich  
einschränken müssen.*

*Den Dreck soll niemand rütteln, er stinkt sonst um so mehr.  
Was natürlich ist, das hat man sich nicht zu schämen, sagte  
der Kerl und setzte einen Haufen auf den Markt.*

*Wat woßt eine Kuh, wenn's Sonnta ist, man geit'r ja kenn  
weiß hemmet.*

*Das ist schündlich! sagte der Bauer, da die Kuh in't Wasser  
machte, das Land ist groß genug.*

*Es kommt, sagte der Bauer, da hatte er drei Tage auf dem  
Nachtstuhl gesessen.*

*Wer hot de Wost fräten? reip de Burhier mal all up 'n  
Emmer!*

*Der Hund mag Geld sch . . . , sagte der Bauer, als der Knecht  
mehr Lohn verlangte.*

*Dat's ken Spaß, ma kann jetzunder den eegenen Ers nich  
truen, sät Josef Maier, da woll hei en Furz laten un harre  
si darbi in de Būx schitten.*

*Je mehr man den Dreck trampt, desto dünner wercht he,  
das heißt, man soll das Begrabne ruhen lassen.*

*Smit de Dreck an de wand, klift he, so klift he.*

*Wat soll ein Dreck, wenn er nicht stinket.*

*Wen man aus dem Dreck gezogen, der hofiert einem zum Dank aufs Maul.*

*Wo die Liebe hinfällt, da bleibt sie liegen, und wär's ein Misthaufen.*

*Einem Horcher an der Wand gibt man einen Dreck in die Hand.*

*Kälberdreck, armer Leute Hoffart und Gewalt, die verriecken bald.*

*Dat sin Minschen! segt Füst, erst schiten se up de Klink, denn seggen's: Füst, mak de toer to!*

*Schiete, segt Kriethel*

Spezifisch niederösterreichische Sprichwörter verzeichnen die Anthr. II, 61 ff.:

*Herrendreck und Pfaffendreck stinkt im ganzen Land.*

*Friß Fett, so machst du keine Knochen, das heißt, sei deinen Vorgesetzten gegenüber liebedienerisch, so wirst du ein gutes Leben haben.*

*Man muß nicht stärker farzen wollen, als der Ars vermag, das heißt: Schuster, bleib bei deinem Leisten!*

*Wer einen Dreck im Munde hat, dem stinkt die ganze Welt, sagt man von einem, der die ganze Welt verlästert.*

*Wer kann an allen Dreck denken, sagte die Frau zum Manne, als sie das Mittagessen für ihn zu bereiten vergessen hatte.*

Eine besonders reiche Ausbeute liefert das Elsaß.

*Gschisse is nich gmolt, sunscht könnt e jeder Hund mole<sup>39</sup>. Besser a Schiß gelon, aß of der Doktor verlon (Besser einen Crepitus lassen, als den Arzt zu Rate ziehen).*

*Von einem, der Sommersprossen hat, sagt man, er hätt' mit dem Teufel Schißdreck gedroschen.*

*Von jemand, der trotzig ist und gern mit dem Fuß aufstampft, sagt man: Hett nix im Kopf, aber im Ars.*

*Es schißt eme nackichte Mann in de Hossesack — gebraucht man von einem lügenhaften Weibe.*

*Von einem, der ungern an eine Arbeit herangeht, sagt man: Der geht an d'Arbeit, eer meint, es is ihm in d'Händ g'schisse.*

---

<sup>39</sup> Vgl. Anthr., Bd. 3, S. 132 ff.

Über die französischen skatologischen Sprichwörter gibt die Bibliotheca scatologica erschöpfende Auskunft. Abschnitt VIII: Memento scatoparemiologique S. 105 — 120 ist nachgedruckt in Anthr. III, 147—159. Einige bezeichnende Sprichwörter und Redensarten mögen hier folgen:

*Serrer les fesses, quand on a chié au lit, das heißt: Wenn's Kalb ersoffen ist, deckt der Bauer den Brunnen zu.*

*Von dem Gerede eines unbedeutenden Menschen sagt man: Il parle comme un cul.*

*Von einem Menschen, der von einer schweren Krankheit genesen ist, heißt es: Il a fait un pet à la mort. Die Italiener bezeichnen das gleiche mit den Worten: Fare il peto al lupo.*

*Il a chié plus de la moitié de sa merde, ist die Umschreibung für einen todkranken Menschen. Ist er tot: Il ne pétera plus; denn:*

*Pour vivre sain et longuement  
Il faut donner à son cul vent.*

*Pisser sans péter, c'est aller à Dieppe sans voir la mer.*

*Einen langweiligen Menschen läßt man abfahren: Parle à mon cul, ma tête est malade.*

*Von einem schnellaufenden Menschen sagt man: Il a le feu au derrière.*

*Auch in Frankreich kennt man die Redensart: Dorthin gehen, wohin auch der Kaiser zu Fuß muß (Aller où le roi va à pied).*

*Der Ausdruck „bescheißen“ für „betrügen“ ist auch in Frankreich gang und gäbe. Von einem, der ihn betrogen hat, sagt der Franzose: Il a chié dans ma malle (Er hat in meinen Koffer hofiert).*

*On ne peut pas chier au goût de tout le monde (Man kann nicht nach dem Geschmack aller Menschen hofieren), das heißt: Man kann es nicht allen recht machen.*

Die russische Sprache ist besonders reich an skatologischen Ausdrücken:

*Auf einen schamlosen, unverschämten Menschen sagt man:  
Kack ihm in die Augen, und er sagt doch, es ist Gottes  
Geschenk.*

*Einen geschickten Menschen rühmt man: Er macht selbst  
aus Dreck eine Kotelette.*

*Honig oder Dreck ist gleich —, nur gib den Honig zuerst.  
Die Erde ist schwarz, und doch gibt sie Getreide; weiß ist  
der Schnee, und doch machen die Hunde darauf.*

*Von einer Person, die große Eile hat, sagt man, daß sich der  
Dreck bei ihr im Anus entzündet habe.*

*Will man jemandem seine Verachtung bezeugen, so sagt  
man: Wenn dem so ist, will ich mit dir nicht einmal ho-  
fieren gehen.*

*Wenn jemand kleinlich verfährt, so sagt man von ihm: Er  
zieht dem Dreck die Haut ab.*

*Eine gute Zielscheibe für den Spott gibt der Klerus ab.  
Auch folgende Sprichwörter und Redensarten sind den  
beiden eingangs zitierten Sammlungen entnommen:*

*Luft ist Luft, sagte der Pfaffe, und ließ einen streichen.  
Ich kann das Nachtgeschirr nicht entbehren, sagte der Pfaff,  
als man ihm vorhielt, daß er seine Konkubine mit im  
Lande herumführe.*

*Das kümmst von't lange Predigen! säd de Paster, dor harr  
he in de Būx schäten.*

*Die Mönche hat der Teufel vom Galgen gesch . . . und sich  
den A . . . an einer Nonnenkutte gewischt.*

*An Hoffart wischet der Teufel den Hintern.*

*Die Frau erscheint fast noch öfter im Sprichwort als  
der Klerus:*

*Lust und List wachsen auf der Weiber Mist.*

*Wie das Faß, so der Wein, sagte die Frau zu ihrem Mann,  
als er von ihrem Urin getrunken.*

*Die zweite Frau hat goldne Hinterbacken.*

*E süfer (sauberes) Maidel ische bescht Kristier (Klistier)  
for e Mann, sagt man im Elsaß, um auszudrücken, daß  
es einen Mann lebensfroh machen kann.*

*Frauen sollen sprechen, wenn die Hühner pissen, das heißt also niemals.*

*Wie oft die Frauen schwatzen und die Hunde pissen, wer kann das wissen.*

## 6. Der Crepitus im Sprichwort

Gemäß seiner Bedeutung ist dem Crepitus auch im Sprichwort ein großer Raum eingeräumt worden. Die allgemeine Anschauung im Volke geht dahin, daß sein Verhalten schwerste gesundheitliche Gefahren mit sich bringt, so daß deshalb der Crepitus als durchaus daseinsberechtigt gilt.

*Das was 'ne Wohltat! seggte Sievers, als er einen fahren ließ. Wo Wasser ist, da ist auch Wind, sagte jener, schlug sein Wasser ab und ließ einen streichen.*

*Hei is 'n Dichter! seggt de Buer, hei makt ut'n Furz 'n Dunnerschlag.*

*Man muß nicht stärker farzen wollen, als der A... vermag. Welcher farzet, wann er will, der farzet, wann er nicht will.*

*Um auszudrücken, daß es in manchen Fällen klüger ist, großzügig zu handeln, sagt der ländliche Franzose: Ne cau pas boule peta dab la mieytat dou cu, das heißt: Man soll nicht mit dem halben Hintern furzen.*

*Um kleinliche Menschen abzuführen, sagt man auch: Man kann nicht jeden Furz auf die Wagschale legen.*

*Ein unbeständiger Mensch ändert sich alle Furzlang.*

*Von einem Vergeßlichen sagt man: Seine Gedanken sind so kurz wie ein Furz.*

Bei den Südslawen muß der Crepitus die Begleitmusik beim Koitus machen. Man sagt kurz: Nema jeba bez prda (Kein Koitus ohne Furz)<sup>40</sup>, und das gleiche sagt ein Reigenlied:

*Es gibt keinen Bogen ohne Donner und Blitzen  
Und keinen Fisch ohne Wasserspritzen*

---

<sup>40</sup> Anthr., Bd. 3, Nr. 549.

*Und keine Pitschka ohne Hinterbacken  
Und keine Brust ohne Warzen  
Und keinen Koitus ohne Farzen*<sup>41</sup>.

Pitschka ist die Bezeichnung für den weiblichen Geschlechtsteil.

*Für das kleinere von zwei Übeln sagt man: Besser ein Furz entrannt, als ein Dorf abgebrannt.*

*Eigene Fürze riechen wohl, das heißt: Jeder Narr lobt seine Kappe.*

*Wer eigene Fürze hat, braucht keine fremden zu riechen, sagt man, um auszudrücken: Jeder kehre vor seiner Tür.*

*Um einen anmaßenden Menschen zu kennzeichnen, sagt schon der Lateiner: Ne sutor supra crepitum, und der Pole drückt dies mit dem Satze aus: Er stinkt höher als sein kleines Loch. Auch der Franzose kennt diese Redensart: Il ne faut pas péter plus haut que le cul*<sup>42</sup>.

*Ist eine Angelegenheit gänzlich mißlungen, taugt sie also nichts. so ist sie keinen Furz wert.*

*Einem Cholerischen kommt jeder Furz in die Quere.*

*Aus einem verschlossenen Menschen kann man noch weniger herausbringen als einen Furz aus einem toten Esel.*

## 7. Der Podex im Sprichwort

Der Podex als Vater des Crepitus beschäftigt fast noch stärker als die von ihm ausgehenden Wirkungen die Phantasie des Volkes. Unzählig sind die an ihn anknüpfenden Sprichwörter, Vergleiche, Rätselfragen. Über allem aber schwebt der Humor als versöhnendes Element. Treffend sind die Vergleiche, Lebenswahrheiten werden kurz und schlagend in einige kurze Worte destilliert:

---

<sup>41</sup> Bernhard Stern, Medizin, Aberglaube und Geschlechtsleben in der Türkei, Berlin, Bd. 2, S. 199.

<sup>42</sup> Vgl. Bibliotheca scatologica, Nr. 101.

*Wer den jungen Arsch nicht züchtigt, der züchtigt noch weniger den großen (Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr).*

*Er vergäße den Arsch, wenn er nicht angewachsen wäre. I bin au koiner Sau vom Arsch g'falle, sagte der Bauer, da sich einer mit seiner Abkunft vom Schulmeister brüstete.*

*Hals über Kopf umschreibt man auch mit den Worten: Über Ars, über Kopf.*

*Etwas Selbstverständliches kann man sich „am Arsch ab-fingern“ oder „am Arsch abklavieren“. Ein Zaghafter dreht den Finger lang im Arsch herum und bricht noch den Finger im Arsch ab.*

*Aus einem verdrießlichen Arsche fährt kein fröhlicher Furz. Man mag den Hintern schminken, wie man will, ein ordentliches Gesicht wird nicht daraus.*

*Von einem stolzen Menschen sagt man: Er weiß vor Hof-fart nicht, wo ihm der Ars stehet.*

*Er springt einem mit dem nackten Arsche ins Gesicht. Wer den Hintern verbrennt, muß auf den Blasen sitzen, sagt man von einem, der sich die Finger verbrannt hat.*

**Auch Frankreich hat treffende Bezeichnungen:**

*Lever le cul, das heißt flüchten.*

*Man nennt „cul plat“ einen unbedeutenden Menschen.*

*Einen armen Menschen bezeichnet man treffend: Il n'a que le cul.*

*Von zwei Unzertrennlichen sagt man: Ce n'est qu'un cul et une chemise.*

*Se servir de la chemise d'autrui pour lui torcher le cul, heißt, sich frei machen von der Hilfe eines, dem man verpflichtet ist.*

*Gratter son cul au soleil, oder: Geduldig leiden.*

*Laid comme un cul: Schlapper Mensch.*

**Von den Italienern seien gleichfalls einige Sprichwörter genannt.**

*Non trovi culo da tuo naso, sagt man von einem Menschen, dessen Schwadronieren keinen überzeugen kann.*

*Il culo alla ortical: Ich lasse mich nicht dumm machen.  
Konzessionen machen: Dal del culo nella pietra.*

*Ein Schwätzer: Hai mangato merda du cusetta.*

Bei den Russen fehlen selbstverständlich diesbezügliche Sprichwörter nicht:

*Wenn man jemanden übertölpeln will, so heißt es vorwurfsvoll: Du ziehst dem Arsch Bastschuhe an.*

*Ein Dummer drischt Getreide mit dem Hintern.*

*Einen faulen Menschen fragt man: Soll man dir nicht zwei Löffel Teer in den Hintern gießen?*

*Von einem klobigen Menschen sagt man: Er schneidet den Hintern wie mit einer Sichel.*

## 8. L. m. i. A.

Die vier Buchstaben sind keine Hieroglyphen, sondern leicht verständlich. Will man jemandem seine Verachtung kund tun, so richtet man an ihn die bekannte Aufforderung aus dem „Götz von Berlichingen“. Die sonstigen Aufforderungen drehen sich mit abgewandelten Worten stets um die gleiche Handlung:

Küss' mich, wo der Buckel ein End' hat. — Küss' mich am Ende des Rückgrats. — Küss' mich da, wo der Buckel seinen ehrlichen Namen verloren hat. — Küss' mich da, wo mein Gesicht keine Nase hat. — Leck' mich, wo ich hübsch bin.

Die Anekdoten, die sich mit dieser Aufforderung beschäftigen, sind sehr zahlreich. Interessenten finden sie in den „Kryptadia“ und „Anthropophytheia“ verzeichnet.

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts existierte in Toulouse eine Confrérie des Baise-Culs. Die Mitglieder des Klubs waren Söhne vornehmer Häuser, die in ihrer Ausgelassenheit in den langen Winternächten die Gassen

unsicher machten, was um so leichter möglich war, da man die Straßenbeleuchtung noch nicht kannte. Sie hielten die Passanten an, nahmen ihnen ihre Börse, und schließlich wurden die Beraubten gezwungen, den Räubern den Anus zu küssen. Das Parlament von Toulouse mußte endlich einschreiten. Da aber viele Parlamentsmitglieder einen Sohn oder Verwandten unter den Tunichtguten hatten, kam es zu keinen Bestrafungen<sup>43</sup>. Das „Juristische Vademekum“ bringt einige sehr interessante hierher gehörige Rechtsfälle:

„Wenn in Rimini ein Verschwender genötigt war, seine Habe seinen Gläubigern zu zedieren, so geschah dies nach folgendem Ritus:

Der Richter hieß ihn unter dem Schall der Trompeten vor seinen Gläubiger nach dem öffentlichen Platze bei der Burg führen und ließ ihn dort mit entblößtem Hintern dreimal auf den Stein sich niedersetzen und die Worte sagen: Ich überlasse mein Hab und Gut meinem Gläubiger zur Befriedigung. — Dann wurde die Zession als gültig angenommen<sup>44</sup>.“

Auch in anderen oberitalienischen Städten, zum Beispiel in Padua, herrschte sogar noch im 18. Jahrhundert ein ähnlicher Brauch. „Wenn jemand seine Schulden nicht bezahlen kann und so arm ist, daß er nicht drei Lire im Vermögen hat, so hängt es von ihm ab, sich durch eine gerichtliche Erklärung seiner Insolvenz aller Ansprüche seiner Gläubiger zu entledigen. Allein mit dieser Erklärung ist eine Zeremonie verbunden, die so schimpflich ist, daß dieses Hilfsmittel höchst selten gewählt wird. Der Schuldner muß sich nämlich auf einen Stein vor dem Rathaus mit dem bloßen Hintern setzen und in Ge-

---

<sup>43</sup> Dinaux-Brunet, *Sociétés badines*, I, 71.

<sup>44</sup> A. a. O., I. Nr. 2.

genwart der Sbirren oder Gerichtsdieners eine Stunde lang begaffen lassen <sup>45</sup>.“

Zum Schlusse zwei Anekdoten:

„Ein Kavalier sah einstmals eine wohl gewachsene und galant geputzte Weibsperson vor sich hergehen. Da er nun ein großer Liebhaber schöner Frauenzimmer war, so eilte er auch dieser schön scheinenden Person nach. Als er aber nahe an sie kam, wurde er inne, daß sie im Gesicht ein häßliches Rabenaas war. Deswegen sagte er: ‚Madam, wenn Sie von vorne so schön gewesen wären als von hinten, so hätte ich Sie küssen wollen.‘ Sie gab ihm aber diese nachdenkliche Antwort: ‚Küssen Sie mich, mein Herr, wo ich schön bin <sup>46</sup>!‘“

Fast dergleichen begegnete einem naseweisen Stutzer, der eine Jungfer mit ihrer langen Nase aufgezogen, wegen welcher man ihren schönen Mund nicht küssen konnte. Sie gab ihm zur Antwort: Sie wollte ihm leicht einen Ort zum Küssen weisen, da ihm keine Nase hindern würde <sup>47</sup>.

## 9. Abortinschriften

Die Sitte oder vielmehr Unsitte, die Wände der öffentlichen Klosetts zu beschreiben und zu bekritzeln, ist uralte, jedenfalls so alt, wie diese selbst bestehen. Schon Martial erwähnt diesen Brauch <sup>48</sup>:

*Nigri formicis ebrium poetam,  
Qui carbone rudi putrique coeta  
Scribit carmina, quae legunt cacantes.*

---

<sup>45</sup> Ebenda, IV, 16, Nr. 30.

<sup>46</sup> Die gleiche Anekdote findet sich auch bei den Südslawen: Anthr., Bd. 3, S. 353.

<sup>47</sup> Neues Vademekum für lustige Leute, II, 41, Nr. 95 und 96.

<sup>48</sup> Ep. XII, 7.

Und im Abort, den Papst Pius V. im Lateran erbauen ließ, prangte sofort nach Vollendung des Werkes folgendes Epigramm:

*Papa Pius quintus, ventres miseratos onustos  
Hocce cacatorium nobile fecit opus*<sup>49</sup>.

Auch heute noch kann man auf seinen Reisen Hunderte solcher Sprüche sammeln, wenn man sich die Muße dazu nimmt, doch — man muß sich beeilen. Denn dem Zuge der Zeit folgend, gehen Eisenbahn, Gastwirte und sonstige Unternehmer immer mehr dazu über, die Abortanlagen so herzustellen, daß ein Beschreiben unmöglich wird, indem die Wände mit Teeranstrich oder Mörtelbewurf ausgestattet oder aus Wellblech errichtet werden. Die feineren Gaststätten wiederum wählen Kacheln oder Glasursteine, worauf sich natürlich nicht schreiben läßt. Dadurch wird dem Drang, sich mitzuteilen, auf die wirksamste Weise ein Riegel vorgeschoben.

Wo liegen nun die tieferen Gründe, die zur Versifizierung drängen? Friedrich Erich Schnabel<sup>50</sup> sagt ganz treffend:

„Die Inschriften, die man vorfindet, sind teils skatologisch, teils erotisch. Das Zustandekommen der ersteren dürfte sich so erklären, daß bei dem Besucher eine ergiebige Entleerung ein gewisses Lustgefühl hervorruft. Das Zustandekommen der erotischen hingegen, glaube ich, auf verschiedene andere Beweggründe zurückführen zu müssen. Einesteils mag bei dem Besucher durch eine beschwerliche Entleerung eine erotische Stimmung ausgelöst werden, indem der gefüllte Darm auf Teile des Genitalapparates drückt und so eine Erektion ver-

---

<sup>49</sup> *Ménagiana, ou Bons Mots de Ménage*, Paris 1693, S. 181.

<sup>50</sup> *Thüringer Abortinschriften in Anthr.*, Bd. 8, S. 407.

ursacht. Andernteils wird durch den Alkoholgenuß die Sinnlichkeit gesteigert oder auch durch Anhören und Erzählen von Liebesabenteuern usw. eine erotische Stimmung hervorgerufen, wobei dann derartige poetische Ergüsse zustande kommen, die ja im Grunde genommen oft nichts anderes sind als Stoßseufzer nach Befriedigung des Geschlechtstriebes.“

Hugo E. Luedecke<sup>51</sup> glaubt noch zwei weitere Gründe anführen zu können: die Langeweile und den Nachahmenstrieb. „Langeweile und damit skatologische Neigungen treten natürlich dort auf, wo als Papier keine Zeitungen hinglegt sind! Auf irgendeine Weise muß man der tödlichen Langeweile entrinnen, die leeren Wände laden unwillkürlich zum Beschreiben ein und — das Geistesexkrement steht da.“ Mit Recht wird hier auch zwischen gebildeten und ungebildeten Verfassern unterschieden. Die Produkte der ersteren zeichnen sich durch größere Gewandtheit und oft nicht unbeträchtlichen Witz aus, was man von den Versen der ungebildeten Besucher natürlich nicht sagen kann. Zwei Hauptrichtungen sind zu unterscheiden: entweder steht das Moment der Exkrementierung oder der Sexualität im Vordergrund.

Bei jeder der beiden Richtungen gibt es natürlich wieder Unterabteilungen. Sie betreffen:

1. Das Gefühl der Erleichterung.

*Wer nie mit Schweiß im Angesicht  
Dem Abtritt zugekeucht,  
Der kennt das Wonnggefühl noch nicht,  
Wenn man ihn hat erreicht.*

*Hier ist's, wo drängend Fried' ich fand,  
Drum Drangfried sei der Ort genannt.*

---

<sup>51</sup> Grundlagen der Skatologie in Anthr., Bd. 4, S. 317.

*Die Ellenbogen auf das Knie,  
Dann geht's pardauz, du weißt nicht wie.*

2. **Inschriften elegischen Inhalts.**

*Ich armer Hämorrhoidenmann  
Kann nichts dafür, daß ich nichts kann,  
Ich quetsch' mir fast die Seele aus,  
Und doch kommt nichts als Luft heraus.  
O heil'ger Bullerich, was hast du getan?  
Das zehntemal fang' ich von neuem an,  
Doch über sieben Beete jedesmal  
Ergießt unendlich sich ein Wasserstrahl.  
Arme Köchin, armer Koch,  
Deine Kunst geht in dies Loch.*

3. **Inschriften allegorischen Inhalts.**

*In diesem Hyazinthengarten  
Muß einer auf den andern warten,  
Denn eh der zweite Mann hinein,  
Muß erst der erste fertig sein.  
Hier ist das wahre Honighaus,  
Hier fliegen Bienen ein und aus,  
Eine jede trägt ihren Honig heran,  
Und wer's nicht glaubt, der lecke daran.*

4. **Mahnungen bzw. Drohungen bei Verunreinigung.**

*Lieber Wirt, ich rate dir,  
Sorge fleißig für Papier,  
Denn der Mensch in seinen Nöten  
Greift dir sonst in die Tapeten.  
Wart, du fauler Junge,  
Papier her oder deine Zunge!  
Wenn du zu deiner Leibes Ruh'  
Den Rest der Mahlzeit spendest,  
So mache schnell den Deckel zu,  
Wenn du dein Werk beendest.  
Malerei ist fein und zierlich,  
Aber nicht an diesem Ort,  
Wo der Finger dient als Pinsel  
Und der A . . . als Farbentopf.*

*Gar höflich wird gebeten,  
Und dies gilt einem jeden,  
Daß man zum Spiel der Hände  
Nicht jede Wand verwende.  
Doch drückt ein Witz dich gar zu sehr,  
Und ist er wert, bewahrt zu werden,  
So setz' ihn, bitte, nicht hierher,  
Bedenk', es gibt noch Schreibpapier auf Erden.*

5. *Inschriften von Händelsuchern.*

*Ob national, ob liberal,  
Der Dreck von beiden stinkt egal.  
Wo ein Pfaffenarsch tät blasen,  
Riecht es gut kathol'schen Nasen.  
Wer nicht richtig k..... kann,  
Rufe Martin Luther an.  
Wo man Juden trifft beim Sch.....,  
Soll man ihn mit Dreck beschmeißen.*

6. *Lust an Witz und Spott.*

*Auf dem Berge Sinai  
Sitzt 'ne Frau und macht Pipi,  
Kommt der Schneider Meckmeckmeck,  
Nimmt der Frau den Nachttopf weg.  
Himmel, Arsch und Wolken,  
Wie reimt sich das zusammen?  
Der Himmel, der ist bläulich,  
Die Wolken, die sind gräulich,  
Der Arsch, der stinkt abscheulich:  
So reimt sich das zusammen!  
Drücke mutig, drücke mit Kraft  
Zum Wohl der leidenden Landwirtschaft.  
Salomo der Weise spricht:  
Laute Fürze stinken nicht,  
Doch die feinen, doch die zarten,  
Sind ein übler Blumengarten.*

7. *Freude an Erotik.*

*Alle Mädchen sollen leben,  
Die den Rock von unten heben!*

*Es gibt nichts Schönres auf der Welt,  
Als wenn ein Mädchen stille hält.*

*Schifferin, du kleine,  
Zeig' mir deine Beine,  
Zeig' mir, was dazwischen ist,  
Ob du noch 'ne Jungfrau bist.*

Da ich hier keine skatologische Spruchsammlung bieten will, sei es mit diesen wenigen Beispielen genug. Kryptadia, Anthropophytheia, Bibliotheca scatologica, Anthologie scatologique, Nouveau merdiana enthalten weiteres Material nach jeder Richtung hin. Ich kann also darauf verweisen.



Aus: Gillray, Nationale Gebräuche



Aus: Gillray, Nationale Gebräuche

## Geschichte des Aborts, des Leibstuhls und des Nachttopfs

### I. Die alten Ägypter

In den ältesten Zeiten besaßen die Ägypter keine Aborte, sondern verrichteten ihre Notdurft in freier Luft, wie Diodor<sup>1</sup> berichtet. Das änderte sich natürlich mit der Zeit, und schon Herodot konnte berichten: „Sie aßen in den Straßen und verrichteten in den Häusern ihre Notdurft<sup>2</sup>.“ Der strenge Ritus verlangt von ihnen, daß sie bei der Verrichtung ihr Antlitz dem Osten oder Westen zuneigten, keinesfalls aber dem Norden oder Süden<sup>3</sup>. Die Magier achteten streng darauf, daß diese Vorschrift nicht verletzt wurde. Eingehende Nachweise finden sich in der *Bibliotheca scatologica*. Solche Aborte sind aus Ausgrabungen zu Tell el-Amarna bekannt. Sie lagen neben den Bädern. Die Sitze sind gemauert und verputzt. Der Sitz bestand aus zwei kleinen, gegeneinander geneigten Mauern, die einen Schlitz zwischen sich freiließen. Unter diesen Schlitz stellte man ein Aufnahmegefäß. Die neuere Form zeigt eine hintere Abrundung des Schlitzes. Auch der gesundheitsschädliche Kasten, in den ein Aufnahmegefäß gestellt wurde, kommt schon vor<sup>4</sup>.

---

<sup>1</sup> Sicil. liber I, cap. 6.

<sup>2</sup> Lib. II, cap. 35.

<sup>3</sup> Plinius, Hist. nat. lib. 28, cap. 19.

<sup>4</sup> L. Borchardt, Das altägyptische Wohnhaus in: Zeitschrift für Bauwesen 1916, Bd. 66, S. 542.

Die Verrichtung der Notdurft galt nicht als schamverletzend. Das Volk betrachtete die Darmgase als Zeichen verehrungswürdiger Gottheiten. Der Mistkäfer (Skarabäus) war für den Ägypter das Sinnbild der Welt. Der gelehrte Jesuit Kircher, der uns die Resultate seiner eingehenden Kenntnisse des ägyptischen Wesens hinterlassen hat, berichtet<sup>5</sup> eine diesbezügliche Anekdote:

„Ein Ägypter und ein Perser machten miteinander eine Reise. Auf ihrem Wege lag ein Mistkäfer. Der Perser beachtete ihn nicht, sondern zertrat ihn. Wegen dieses Mordes schrie der Ägypter laut auf, erhob seine Hände gen Himmel und beteuerte laut: ‚Ich habe nicht teil an diesem Verbrechen!‘ Der Perser fragte erstaunt, was dies zu bedeuten habe, worauf der Ägypter erwiderte: ‚Unglücklicher, fürchtest du nicht die Rache der Götter, da du das Ebenbild unseres großen Gottes Osiris so unehrerbietig behandelt hast?‘ Der Perser hütete sich in Zukunft, noch einmal auf ähnliche Weise die Götter zu erzürnen.“

## 2. Die alten Hebräer

Die alten Hebräer haben manche der ägyptischen Gebräuche beibehalten. Auch sie verrichteten auf freiem Felde ihre Notdurft und kehrten gleichfalls ihr Angesicht nach Osten oder Westen.

Während der Wanderung durch die Wüste war es ihnen streng verboten, das Lager irgendwie zu verunreinigen. Sie mußten sich weit hinausbegeben und eine Schaufel mitnehmen, um ihre Exkreme an Ort und Stelle zu vergraben. In 5. Mos. 23, 11—15, heißt es:

---

<sup>5</sup> Prodrumus aegyptiacus, cap. ult.

„Wenn jemand unter dir ist, der nicht rein ist, daß ihm des Nachts etwas widerfahren ist, der soll hinaus vor das Lager gehen und nicht wieder hineinkommen, bis er vor abends sich mit Wasser bade... Und du sollst draußen vor dem Lager einen Ort haben, dahin du zur Not hinausgehst. Und sollst eine Schaufel haben, und wenn du dich draußen setzen willst, sollst du damit graben. Und wenn du gesessen hast, sollst du zuscharren, was von dir gegangen ist... Darum soll dein Lager rein sein.“

Beim Niederhocken pflegten die Juden ihre langen Gewänder rund um ihren Körper zu legen, damit man ihre nackten Körperteile nicht sehen sollte. Daher nannte man diese Tätigkeit „sich bedecken“.

Erst nach Beendigung der Wüstenwanderung wurden öffentliche Abtritte angelegt, besonders in Jerusalem. Im Sanchedrin Seite 17 heißt es sogar ausdrücklich: „Es ist verboten, in einer Stadt zu wohnen, wo kein Abort vorhanden ist.“ Klosette in Privatwohnungen scheint es selten gegeben zu haben, jedenfalls galten sie als ein Luxus, denn derjenige wird als reich bezeichnet, der „nahe seinem Tische einen Abtritt hat“.

Nach der Zerstörung Jerusalems und der Zerstreuung der Juden in die ganze Welt beschäftigten sich die Rabbiner häufig mit den Fragen der Verdauung. Reinlichkeitsfragen und Fragen der Schicklichkeit spielten dabei eine große Rolle. Aus Anstandsgründen wird empfohlen: Wenn einer zu einer Mahlzeit geht, so sollte er zunächst vier Ellen zurücklegen, dann den Abtritt benutzen und hierauf erst zur Mahlzeit sich begeben. Diese Vorschrift ist vom hygienischen Standpunkt durchaus zu billigen: Man soll sich nicht mit vollem Magen zu Tische setzen, damit man nicht während der Mahlzeit die Nachbarn

inkommodiere, wenn man plötzlich aufstehen und hinausgehen muß.

Das Zurückhalten eines natürlichen Bedürfnisses kann zu Krankheit und Tod führen, deshalb „zögere und säume nicht, wenn du den Abtritt benötigst“.

Im Mittelalter waren die Juden, besonders im Morgenland, dem Aberglauben sehr zugetan<sup>6</sup>. Es gab nach Ansicht der zeitgenössischen Rabbis keinen gefährlicheren Feind für den Menschen als den Abort. Da man ihn von bösen Geistern belagert glaubte, so hielt man es für gefährlich, allein ihn aufzusuchen, besonders des Nachts, und wenn der Mond im Zunehmen begriffen ist. Denn zu diesen Zeiten regiere der böse Feind. Läßt es sich jedoch unter keinen Umständen vermeiden, allein auf den Abort zu gehen, so muß man die bösen Geister durch Beschwörungen verscheuchen. Fast den gleichen abergläubischen Anschauungen begegnet man seltsamerweise bei den auf der untersten Stufe der Kultur stehenden Südslawen, wovon Krauß<sup>7</sup> mehr als ein bezeichnendes Beispiel bietet. Nach der Rückkehr vom Abort hat man wiederum verschiedene Gebete zu sprechen.

### 3. Griechen und Römer

Die Griechen besaßen keine öffentlichen Klosette. Jeder Winkel, jede Straße war ihnen gut genug, um sich der Bürde zu entledigen. Das ergibt sich aus einer Stelle der „Wolken“ von Aristophanes (V. 9). Hier läßt der Dichter den alten Strepsiades seinem Sohn folgenden Vorwurf machen:

---

<sup>6</sup> Vgl. Bernhard Stern, *Medizin, Aberglauben und Geschlechtsleben in der Türkei*, Berlin 1903, Bd. 1, S. 337.

<sup>7</sup> *Anthr.*, Bd. 5, S. 270—352.

„Unglücklicher, ich bin es, der dich in deiner Kindheit bewacht hat. Kaum konntest du lallen, und ich wußte schon, was du wolltest. Stammeltest du: nanan, so eilte ich, um dir zu essen zu bringen, und ich wartete nicht einmal, bis du kaka sagtest, um dich auf die Straße zu tragen und dich dort zwischen meinen Armen deine Notdurft verrichten zu lassen. Und du willst mich jetzt erwürgen? Umsonst rufe ich, daß ich sterbe vor Drang nach Entleerung. Unreiner! Du willst mich nicht auf die Straße lassen, und indem du mir die Gurgel zusammendrücktest, ließest du mich hier nicht einen Wächter setzen.“

Daß man den Anstand zu wahren wußte und sich möglichst den Blicken der anderen entzog, ergibt sich aus den „Ekklesiazousen“, wo Blepsyros, der Gemahl der Proxagora, von seinem nächtlichen Erlebnis berichtet: „Seit langem lag ich verzweifelt im Bett und starb fast vor Lust nach Entleerung. Aber ich suchte vergebens meine Schuhe und meinen Mantel und nahm schließlich das Kleid und die Pantoffel meiner Frau. Könnte ich nicht hier abseits meinen Drang befriedigen? Es ist doch völlig Nacht. Ich glaube, daß man überall seine Notdurft verrichten kann. Wer wird mich da sehen?“

In der gleichen Komödie beschließen die Frauen, daß in der von ihnen gegründeten Frauenrepublik ein Mann die Gunst einer hübschen Frau bloß dann genießen darf, wenn er erst eine alte und häßliche befriedigt hat. Infolge dieses Beschlusses legen zwei alte Weiber Beschlagnahme auf einen jungen Mann, der alles anbietet, um sich los zu machen. Doch umsonst. Da ruft er, um auf die Gasse gelangen zu können, aus: „So laßt mich doch wenigstens meine Notdurft verrichten, damit ich meiner Sinne wieder mächtig werde, oder ich muß hier alles vollmachen.“

Aber die beiden Alten lassen nicht locker: „Fasse Mut und verrichte dein Geschäft im Hause.“

Daraus geht hervor, daß Begüterte und Vornehme ihre Zimmerklosette hatten. Man nannte solche Gelegenheiten ἀρεδρωῶν und die Verrichtung selbst ἀποπτεῖν (sich zurückziehen).

Auch in Sparta benutzte man die Straßen als Abladeplatz. Plutarch überliefert ein Geschichtchen, das dies bestätigt.

Deputierte der Insel Chios kamen nach Sparta und begaben sich neugierig auf den Gerichtsplatz. Dabei wurden sie von heftigem Leibweh überrascht und verrichteten wirklich anstandslos auf den Sitzplätzen der Richter ihre Notdurft. Nach der Entdeckung glaubt man an einen mutwilligen Streich. Zur Verantwortung gezogen, entschuldigen sich die Fremdlinge damit, sie hätten nicht gewußt, daß man in Sparta überall frei und offen seiner Last sich entledigen dürfe, daß es aber nicht üblich sei, auf den Sitzen der Ephoren dies zu tun. Im Jahre 325 v. Chr. scheint es allerdings mit dieser Herrlichkeit ein Ende gehabt zu haben, denn es erging eine Verordnung, daß derjenige, der die Straßen beschmutze, auch den Schmutz wegzuräumen hätte<sup>8</sup>.

Die Römer besaßen in ihren Häusern, die Paläste der Herrscher und Vornehmen ausgenommen, keine Klosette. Es war indessen auch nicht üblich, in den Straßen nach Belieben seinen Drang zu befriedigen, sondern es gab öffentliche Abtritte, und die Kloaken in Rom waren ganz außerordentliche Bauwerke. Diese Aborte waren aber nicht auf Rom allein beschränkt. Man fand sie auch in den Kolonien. In der römischen Kolonie Timgad

---

<sup>8</sup> Vade Mecum für lustige Leute, 1768, 2. Teil, Nr. 122.

in Afrika sind heute noch Überreste von solchen Klosetten erhalten. Sie standen direkt mit der Straße in Verbindung. Noch heute lassen sich 25 Sitze nachweisen. Setzte man sich auf die Steinsitze, so hatte man unter sich ein steinernes Bassin von etwa 20 cm Höhe, das von unten her durch eine Leitung mit Wasser gespeist und gesäubert wurde, so daß die Sauberkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Von der Straße war der ganze Betrieb abgesperrt<sup>9</sup>.

Noch heute läßt sich aus den Überbleibseln der großen Kloake erkennen, welches gewaltige Bauwerk vom Zahn der Zeit benagt worden ist. Quadersteine sind vorhanden, die über 15 Fuß breit sind. Sie hatten große Lasten an Gebäuden auszuhalten, so daß sich schon Plinius wunderte, daß sie darunter nicht zusammenbrachen. Als Kaiser Vespasianus das Amphitheatrum baute, das 80 000 Sitzplätze und 20 000 Stehplätze umfaßte, machte sich auch die Anlage von Massenaborten notwendig. Meist waren sie zu etwa 25 Sitzen im Kreis angeordnet. „Die altrömische Latrine stellt unzweifelhaft eine sowohl konstruktiv wie auch hygienisch keinesfalls irgendwie minderwertige Ausführungsform der Massenaborte dar. Lediglich die Anlage einer unterirdischen Fäkalgrube ist im Laufe der Zeit als neu hinzugekommen, und zwar ist dies die einzige wesentliche Verbesserung auf diesem Gebiete in der Zeit von fast 2000 Jahren<sup>10</sup>.“ Verschiedene Päpste haben die alten Gewölbe ausbessern lassen und mit neuen vermehrt, doch ist das nur ein Schatten der ehemaligen Pracht<sup>11</sup>.

---

<sup>9</sup> Boeswillwald, Timgad, Paris 1905, S. 13.

<sup>10</sup> „Das Wasser“, Bd. 9, Nr. 12, v. 25. April 1913, S. 343.

<sup>11</sup> England und Italien, von J. W. von Archenholtz, Leipzig 1786, Bd. 2, S. 151.

Die Reinigung unterstand zur römischen Kaiserzeit den Tribunen „rerum nitentium“. Es war streng verboten, Unreinigkeiten in den Tiber oder auf die Straße zu werfen. Zuwiderhandelnde hatten Strafe zu gewärtigen. Germanicus, der Neffe des Kaisers Tiberius, wird von Martial wegen seiner Fürsorge für die Sauberkeit der Stadt besungen:

*Du, Germanicus, zwangst die schmalen Gassen zum Wachsen,  
Und nicht mitten im Kot braucht der Prätor zu gehn*<sup>12</sup>.

Die Reinigung der Latrinen wurde von Sklaven besorgt. Die öffentlichen Abtritte waren überaus zahlreich. In allen Straßen und auf den Marktplätzen standen Freigelassene mit Eimern oder Tonnen, um für eine Kleinigkeit den Vorübergehenden die Blase erleichtern zu lassen. Es lag hier durchaus keine menschenfreundliche Absicht zugrunde, sondern der Erwerbssinn war rege. Es ist wohl kaum bekannt, daß die Römer Urinwäschereien besaßen. 1826 wurden in Pompeji die wohl erhaltenen Reste einer solchen Urinwaschanstalt ausgegraben. Feldhaus<sup>13</sup> berichtet darüber: „Die Fullonen stellten im römischen Reich große irdene Töpfe an den Straßen auf, um den Urin der Bevölkerung zu sammeln. Waren die Töpfe voll, dann wurden sie abgeholt. Man ließ ihn etwa zehn Tage stehen, bis er gefault war. Mit dem in den zu waschenden Kleidern enthaltenen Fett bildete der Urin eine ammoniakalische Seife. Urin hat nur den Nachteil, daß die Gewebe spröde werden. . . Auf die irdenen Urintöpfe der römischen Wäscher bezieht sich ein Epigramm des Spottdichters Martialis, der gegen

---

<sup>12</sup> Ep. Buch 7, Nr. 61; J. Beckmann, Beiträge zur Geschichte der Erfindungen, 1788, Bd. 2, S. 351.

<sup>13</sup> Ka-Pi-Fu, Berlin-Friedenau 1921, S. 23.

Ende des ersten Jahrhunderts schrieb. Er erzählt von einer Dame Thais:

*Thais duftet so schlecht wie nicht des geizigen Wäschers  
Altes Geschirr, das just mitten im Wege zerbrach.*

Aus den erwähnten Wandmalereien und der ausgegrabenen römischen Waschanstalt wissen wir, daß der Urin in vier großen gemauerten Waschbehältern, die untereinander in Verbindung standen, gesammelt wurde.“

In den öffentlichen Abtritten für ernstere Bedürfnisse (*latrinae sterquilianae*) gab es geschlossene Gemächer mit Sitzplätzen, wie schon aus den Bezeichnungen: *sellas perforatae* hervorgeht<sup>14</sup>.

Die Privatlatrinen in den kaiserlichen Gemächern waren prächtig ausgestattet. Die im Jahre 1773 ausgegrabenen, später wieder überdeckten Klosette des Kaisers Augustus sind ganz aus Marmor. Auch der Sitz ruht auf schön verzierten marmornen Säulen. In dem marmornen Fußboden war auch ein Loch vorhanden, über das man sich stellen konnte, wenn man den Sitz nicht benützen wollte. Unter dem Fußboden floß dauernd frisches Wasser, das durch gegossene bleierne Röhren zugeleitet wurde<sup>15</sup>. Das Klosett des Kaisers Hadrian stand mit den großen Abzugskanälen in Verbindung. Seltsamerweise hat man aber keinen Palast eines Vornehmen gefunden, der gleichfalls Abzugskanäle aufweist.

Zur Säuberung waren Eimer mit Wasser aufgestellt. Jeder Eimer enthielt einen Stab, an dessen einem Ende ein Schwamm befestigt war. Nach der Reinigung wurde der Stock wieder in den Eimer zurückgestellt. Martial, der von der *Vanitas vanitatum* singt (Ep. 12, 48), sagt,

---

<sup>14</sup> *Bibl. scatol.*, S. 14.

<sup>15</sup> *Daremberg und Saglio, Dictionnaire des antiquités grecques et romaines. Paris 1877 ff.: cloaca.*

nachdem er das leckere Mahl gepriesen hat: „Doch nichts sein wird es morgen bereits . . . was der leidige Schwamm des gewünschten Stabes gestehen wird.“ Und Seneka berichtet in seinem 70. Brief, daß ein germanischer Sklave aus Verzweiflung dadurch Selbstmord verübt habe, daß er sich einen solchen Stab in den Schlund hinabstieß.

War demnach als hinreichend für Reinigungsgelegenheiten Sorge getragen, so fanden sich doch schon zur damaligen Zeit Widerspenstige, die „den Abort nicht so verließen, wie sie ihn anzutreffen wünschten“. Verunreinigungen und Bekritzeln der Wände waren an der Tagesordnung. An den Thermen des Titus mußte zum Beispiel eine warnende Inschrift angebracht werden, die den Zorn der Götter auf das Haupt dessen herabrief, der die Mauern zu beschmutzen wagte:

*Duodecim dios et Dianam et Jovem Optimum  
Maximum habeat iratos quisquis hic mixerit aut cacarit.*

Als während der Regierung des Kaisers Nero eine grobe Schmähung gegen den Kaiser angeschrieben ward, wagte kein vornehmer Römer, diesen Ort mehr zu betreten, aus Furcht, der Verfasserschaft geziehen zu werden.

Sehr zimperlich benahm sich in dieser Hinsicht Kaiser Tiberius. Unter ihm galt es als ein Verbrechen, eine öffentliche Latrine zu betreten, wenn man einen Fingerring mit dem Bildnis des Kaisers trug. Ja, man mußte sich sogar hüten, darin ein Geldstück mit dem Abzeichen der kaiserlichen Majestät sehen zu lassen<sup>16</sup>.

Um die Narrenhände vor dem Bekritzeln der Wände abzuschrecken, gravierte man neben die Verbote zwei Schlangenbilder. Im ganzen Mittelalter behielt man diese

---

<sup>16</sup> Daremberg und Saglio, a. a. O.

Inschriften bei, ersetzte die Schlangenbilder nur durch ein Kreuz. In Genua wurde die Verunreinigung sogar mit Exkommunikation bestraft<sup>17</sup>.

#### 4. Mitteleuropa

Aborte sind in Mitteleuropa bereits frühzeitig nachzuweisen. Um das Jahr 820 setzte der Abt Goppert das etwa 200 Jahre vorher gegründete Kloster des irischen Glaubensboten Gall wieder instand. Es wurden umfangreiche Neubauten vorgenommen, und bald gehörte das Kloster St. Gallen zu den schönsten im ganzen Frankenreiche. In der Klosterschule im Zimmer des Magisters und im Krankenhaus wurde je ein Abort eingebaut<sup>18</sup>. Kleine Gänge leiteten zu den Häuschen, die zwei bis sechs voneinander durch Wände getrennte Sitze aufwiesen. Besonders groß sind die „Necessarien“, wie man sie nannte, an der äußeren Schule, wo man 16 Kämmerchen, und am Gasthaus für vornehme Fremde, wo man deren 18 zählt. Dieses frühe Vorkommen verdient um so mehr unsere Verwunderung, als, wie wir sehen werden, die Burgen der Ritter und Edlen noch Hunderte von Jahren später sich zu einer solchen Errungenschaft, wie das Kloster St. Gallen sie hat, noch nicht aufschwingen konnten. Hier sind diese unumgänglich notwendigen Orte viel primitiver. In nur vereinzelt Burgen findet man im Eingangsstockwerk zu den Verließten auch einen einfachen Abort, so in der Habsburg (gegründet um 1020), auf der Lützelburg im Wasgau (um 1100), auf der Nürburg in der Eifel (um 1110) und auf der Burg

---

<sup>17</sup> *Spor und Wheler, Voyage d'Italie, de Dalmatie, de Grèce et du Levant, La Haye 1724, I, S. 20.*

<sup>18</sup> F. Keller, Bauriß des Klosters St. Gallen, Zürich 1844.

Stargard in Mecklenburg (1250)<sup>19</sup>. Auf der 1144 errichteten Burg Landsberg hat man sich mit geringem Aufwand zu helfen gewußt: Aus dem dazu bestimmten Zimmer ist ein schräger Kanal gebaut, der auf bequeme Weise die herunterrieselnden Exkremeute ins Freie befördert<sup>20</sup>. Ähnlich ist die Vorrichtung auf Burg Birkenfels im Wasgau<sup>21</sup>.

Im allgemeinen kannte man keine Abtritte in unserem Sinne. Zur Erledigung kleiner und großer Bedürfnisse fanden sich wie Schwalbennester an den Mauern angeklebte Erker, zum Beispiel auf der stattlichen Burg Carneid an der Mündung des Eggentals in Tirol, die seit 1387 vom Grafen Liechtenstein bewohnt wurde<sup>22</sup>, in der Burg Eltz a. d. Mosel. Auch an einer Front des Palas zu Verrès im Aostatal in Oberitalien kann man sie sehen. Die oberen Erker sitzen nicht über den oberen, so daß alles hübsch ordentlich nebeneinander herunterfallen kann<sup>23</sup>. In der 1180 von Friedrich Barbarossa erbauten Kaiserburg in Eger sind neben dem großen Saal zwei Zimmer und an jedem ein Abtrittserker angebaut. Man achtete also sorgsam darauf, daß in der Nähe eines höfischen Festsaa's ein paar Aborte sich befanden<sup>24</sup>. Zuweilen sind die Burgen auch so angelegt, daß der Schmutz in einem darunter liegenden weiten Kellerraum durch ein Loch des darüber liegenden Fußbodens auf die Erde fallen mußte, zum Beispiel in der bereits 1240 nachweisbaren Burg Maretsch in Tirol. Ein einfaches Loch im Fußboden sehen wir noch heute im Bergfried

---

<sup>19</sup> Vgl. O. Piper, *Burgenkunde*, 3. A., München, 1912, S. 210.

<sup>20</sup> O. Piper, a. a. O., Abb. 520.

<sup>21</sup> O. Piper, a. a. O., S. 487.

<sup>22</sup> O. Piper, a. a. O., S. 489.

<sup>23</sup> O. Piper, a. a. O., S. 489.

<sup>24</sup> O. Piper, S. 417.

zu Morstein in Württemberg (vor 1240 erbaut)<sup>25</sup>. Diese einfache Handhabung konnte aber auch schwere Gefahren in sich bergen, wie aus folgender verbürgten Tatsache ersichtlich ist. Als Kaiser Friedrich I. im Jahre 1183 im Schloß zu Erfurt einen Reichstag abhielt, brachen die schwachen, an den Enden angefaulten Balken des Sitzungssaales unter der Last der versammelten Fürsten durch. Unter diesem Saal lag die seit Jahren nicht geräumte Kloake, so daß drei Fürsten, fünf Grafen, viele Edle und über 100 Ritter den Tod in diesem grausigen Ort fanden. Der Kaiser konnte sich noch rechtzeitig durch einen Sprung aus dem Fenster retten<sup>26</sup>.

Kuriositätshalber sei noch mitgeteilt, daß auf der Wartburg an der Stelle eines jetzt angesetzten zierlichen Balkons sich jahrhundertlang ein Abort befand, der zwei Sitze nebeneinander hatte, die sich „durch ihre eigentümlichen Ausschnitte“ als für das männliche und für das weibliche Geschlecht getrennt bestimmt, erkennen ließen<sup>27</sup>.

Noch übler als die Herren der Burg waren selbstverständlich deren Gefangene dran. Das ersieht man aus der auf der Burg Bergfried zu Steinsberg in Baden angebrachten Anlage. Die gemauerte Grube hat eine runde Öffnung von 60 cm Weite. Daran schließt sich eine geräumigere Grube von 3 m Tiefe und 135 cm Durchmesser. Die obere Öffnung scheint durch Bretter, die einen Ausschnitt hatten, abgeschlossen gewesen zu sein. Da dieser Abort keinen anderen Zugang hatte als vom Kerker aus, scheint er auch nie geleert worden zu sein.

<sup>25</sup> Vgl. Piper, S. 486 und 488.

<sup>26</sup> Alwin Schultz, Das höfische Leben zur Zeit der Minnesänger, Leipzig 1879, Bd. I, S. 85.

<sup>27</sup> O. Piper, S. 489.

Vorbildlich gingen hier die Ritterorden voran. In der richtigen Erkenntnis, daß bei einem dauernden Zusammensein vieler Menschen für eine geregelte Ablage der Exkremente gesorgt werden müsse, wenn nicht Krankheiten und Seuchen ausbrechen sollen, errichtete man eine Anlage, die man in der Baukunst „Danzke“ oder „Danziger“ nennt, und die man auch heute noch auf dem im Jahre 1343 gebauten Schloß der Deutschherren zu Marienwerder bewundern kann. Vom Schloßbau führt ein überdeckter Gang, der gute Lüftung hat, zu einem entfernter liegenden Turm, wo sich die Kammern befinden. Unter dem Turm floß Wasser, das die Exkremente mit fortspülte<sup>28</sup>.

Aus den Städten lassen sich erst seit dem 14. Jahrhundert Aborte nachweisen. Die Rechnungen der Stadt Bern weisen im Jahre 1382 eine Ausgabe für Lohn zur Anlage eines Abortes auf: „Lon umbe den privaten ze mache<sup>29</sup>.“ Die Magdeburger Schöppenchronik verzeichnet im Jahre 1452: „In dem sulven Jare leit de rad to Magdeborch umme des gemeinen besten willen buwen ein priveten benedden der steinen bruggen an dem teigelhove, an der Mersche, wente to vorn was to male grot vulnisse mang den holthoppen uppe der Mersche und unreinichkeit<sup>30</sup>.“

Frühzeitig erkennt man auch die verpestende Wirkung der aus den Abritten fließenden Abwässer. Es werden Vorschriften erlassen, die verbieten, daß diese Aborte irgendeine Verbindung mit den Stadtgräben oder den Brunnen hätten, zum Beispiel in Nürnberg<sup>31</sup>: „Und nie-

<sup>28</sup> O. Piper, Abb. 519.

<sup>29</sup> Weltli, Stadtrechnungen von Bern. Bern 1896, S. 211.

<sup>30</sup> A. Schultz, Deutsches Leben im Mittelalter. Wien 1892, S. 54.

<sup>31</sup> E. Tucher, Baumeisterbuch 1464—1475, hrsg. v. M. Lexer, Stuttgart 1852, S. 113, 180, 282, 284, 299.

mand soll kein unflat in hafen oder in andern Dingen an die Straß werfen.“ Wer es aber dennoch tut, muß sechzig Heller Strafe zahlen. Hilfsweise muß der Hauseigentümer einspringen. Der Inhalt der Abtrittsgruben durfte nicht in den Fischbach vor der Stadt geschüttet werden.

Für München hat die „Bau- und Kundschaftsordnung“ eine sehr sanitäre Vorschrift erlassen. Wer „haimlich gemach“ neu herstellen lassen will, darf die dazu gehörigen Gruben nicht durch den Lehm graben lassen, damit die benachbarten Brunnen nicht verdorben würden<sup>32</sup>.

Die Stadt Lauringen a. d. Donau erläßt im Jahre 1555 in ihrer „Zucht- und Polizey-Ordnung“ folgende beherzigenswerte Vorschrift: „Damit der hochbeschwerliche Gestank in der Stadt abgestellt werde, will ein ehrbarer Rat, daß alle Bürger, die eigene Häuser haben, „ihre Heimlichkeiten, so auf die Gasse laufen, bis zu Weihnachten bei Vermeidung ernstlicher Strafe untergraben“. Es wird also verordnet, daß der Kot nicht mehr auf die Straße laufen dürfe, sondern daß er in unterirdischen, überdeckten Rinnen abgeleitet werde. Diese sollten zu gebührlicher Zeit ausgekratzt werden. Der Unrat des Hauses sollte den herumfahrenden Karren mitgegeben werden, damit der Gestank, der „von Priuet vnnnd heimlichen gemachen“ käme, verhindert würde<sup>33</sup>.

Man sieht also, daß für die Leerung der Abortgruben bereits frühzeitig Vorsorge getroffen wurde. Dazu angestellte Arbeiter müssen bereits einige Jahrhunderte

---

<sup>32</sup> J. Wiedenhofer, Die bauliche Entwicklung Münchens. München 1916, S. 15.

<sup>33</sup> Mitteilungen zur Geschichte der Medizin 1919, Bd. 18, S. 365.

früher vorhanden gewesen sein, denn schon im Jahre 1330 wird im „Confessbuch“ der Stadt Frankfurt a. M. eine Frau Hilla als „schizhuzfegern“ erwähnt<sup>34</sup>. 1437 werden die zum Reinigen gedungenen Arbeiter „huselfeger“ oder „heymlichkeitsfeger“ genannt. Sie hatten den Auftrag, den gesammelten Kot auf der Mainbrücke auszuschütten, beileibe an keinem andern Ort, bei Vermeidung von Strafen<sup>35</sup>.

Die Reinigung solcher Abortgruben geschah aber nur selten, und so ist es verständlich, daß die gelegentliche Säuberung gewaltige Mengen Schmutz zutage förderte. Die „Frankfurter Chronik“<sup>36</sup> berichtet zum Beispiel aus dem Jahre 1477, daß die Grube eines „Profait“ oder „Profeyen“ (Abort) 9 Fuß lang, 6 Fuß breit und 6 Fuß tief sei und beim Reinigen 992 Eimer Kot enthalten habe, und Anton Tucher, der genaue Aufzeichnungen machte, erzählt uns von den „haimlichen gemächern“<sup>37</sup> aus den Jahren 1507—1517, daß er im Jahre 1508 durch zwei Arbeiter die Grube reinigen ließ. Zum letztenmal war dies 1499 geschehen. An dieser Grube, die 9 Fuß lang, 8 Fuß breit und 13 Fuß tief war, hatten die Arbeiter 10 Stunden lang zu schöpfen. Bei der nächsten Reinigung im Jahre 1515 wurden in 11 Stunden 23 Karren Schmutz weggefahren. Das war im Hinterhause. Im Vorderhause lag zwischen den beiden Leerungen ein Zwischenraum von sage und schreibe 40 Jahren (1477 und 1517). Man wußte damals den Wert des

---

<sup>34</sup> K. Bücher, *Berufe der Stadt Frankfurt a. M. im Mittelalter*, Leipzig 1914, S. 106.

<sup>35</sup> K. Bücher, a. a. O.

<sup>36</sup> C. A. von Lersner, *Der Stadt Frankfurt Chronica* 1706, Bd. 1, S. 512.

<sup>37</sup> Anton Tauber, *Haushaltungsbuch*, hrsg. v. W. Loose, Stuttgart 1877.

## Ortsärztliche Vorschriften

Zur Vermeidung von Krankheiten sind folgende Vorschriften genau zu beachten.

Der Müll ist in die Müllkiste, welche genügend groß und mit Deckel versehen sein muß, zu schütten. Die Müllkiste ist regelmäßig morgens vor das Haus zu stellen, um entleert zu werden. (Kantenvorbüchsen, Flaschen, Tellerchen sind besonders zu sammeln.) Auf dem Hof und hinter den Häusern darf kein Mist- oder Müllhaufen angelegt werden.

Wasserlöcher und Sumpfstellen auf dem Hof oder in der Nähe der Quartiere sind einzuebnen. Die Kellerwände und Decken sind in der Zeit vom 1. bis April zweimal mit offener Flamme abzutrocknen, um Stelmückenbrut zu vernichten. Dies hat unter Aufsicht des Quartierältesten zu geschehen.

Die Umgebung der Brunnen muß völlig rein gehalten werden. Der Wasserabfluß muß geregelt sein. Es ist strengstens untersagt, in die Brunnen irgend ein Gegenstand (Müll, Steine u. a.) hineinzuworfen. Die Schöpfelimer sind ganz sauber zu halten, sie dürfen nicht entfernt werden. Die Brunnen deckel sind nach Gebrauch zu schließen, die Eimer sind auf die Brunnen deckel zu stellen.

Die Latrine muß stets sauber gehalten, der Latrinendeckel nach Gebrauch geschlossen werden. Die Entleerung ist mit Erde zu versehen. Einmal täglich ist in die Latrine und auf die Trittbreiter Chlorkalk zu streuen.

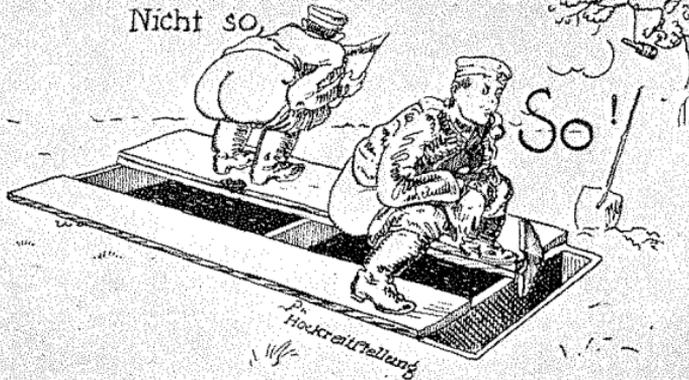
Die Latrine ist in der abgezeichneten, Hochreitstellung zu benutzen.

den 1.4.16

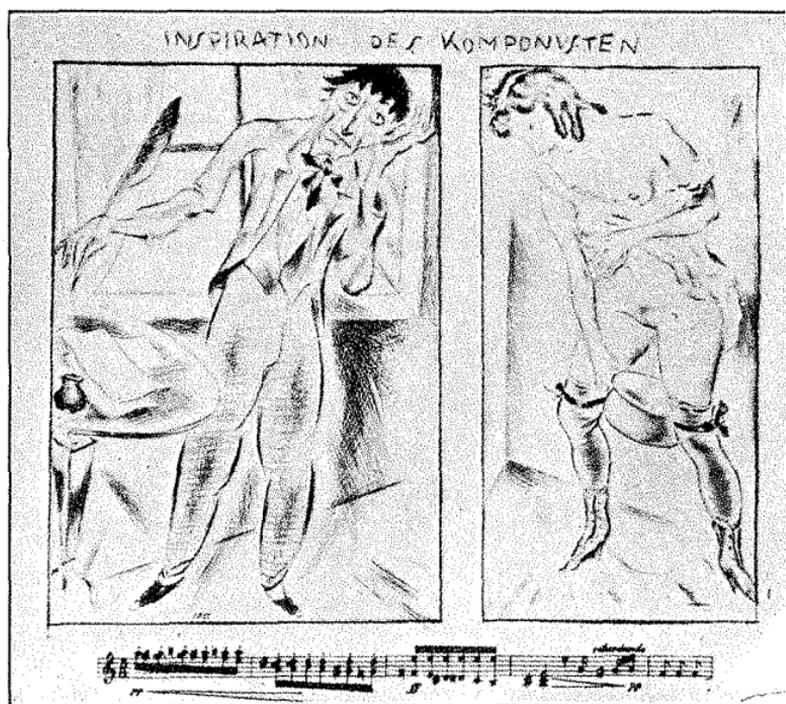
Prof. Dr. Loening

Stabsarzt d. Res.

Ortsarzt



Feldlatrinenordnung von der Westfront



Inspiration des Künstlers, von Michl Fingesten

Düngers noch nicht richtig einzuschätzen, und so war es natürlich, daß zum Beispiel in Paris noch 1780 die Stadtverwaltung für die Fortschaffung des Inhaltes der Kloaken 5000 Livres bezahlte, während etwa 30 Jahre später ein spekulativer Unternehmer seinerseits 150 000 Franken für die Erlaubnis bezahlte, allen Kot aus der Stadt abführen zu dürfen. Er kam aber glänzend auf seine Kosten, denn zu Montfaucon bei Montmartre errichtete er eine Fabrik zur Gewinnung von Düngpuder, und der Vertrieb dieser Fabrikate warf ihm riesige Gewinne ab<sup>38</sup>.

Paris ging überhaupt allen anderen Städten in bezug auf die Ausgestaltung des Latrinenwesens voran. Schon frühzeitig begann es mit der Pflasterung der Straßen, was auf folgende Ursache zurückzuführen ist. König Philipp II. stand im Sommer des Jahres 1184 eines Tages am Fenster seines Schlosses zu Paris, als einige schwere Lastwagen vorbeifuhren, die den auf dem Wege liegenden Kot so sehr aufwühlten, daß ein fürchterlicher Gestank entstand, wovon der König ohnmächtig wurde. Aus Anlaß dieser Begebenheit erließ er den Befehl, die Hauptstraßen von Paris mit Feldsteinen zu pflastern<sup>39</sup>. Im allgemeinen führte dieser Befehl natürlich keine Änderung in den angestammten Gewohnheiten herbei. Nach wie vor schüttete man zum Fenster hinaus, was sich an Unrat im Hause angesammelt hatte, so daß die Straßen und Plätze vor Schmutz starrten. König Philipp der Schöne wagte einen schüchternen Versuch, diesen unhaltbaren Zuständen Einhalt zu tun, indem er befahl, daß die Bewohner der Häuser für die

---

<sup>38</sup> V. Hazzi, Über den Dünger, München 1824, S. III.

<sup>39</sup> Monumenta trium font. chron. Ausgabe von Leipzig, Hannover 1698, S. 367.

Reinigung der dem Haus vorgelagerten Straße selbst zu sorgen hätten<sup>40</sup>. Im Jahre 1372 und noch einmal im Jahre 1395 wurde die Verunreinigung der Straßen streng verboten. Dessenungeachtet herrschte noch das ganze Jahrhundert hindurch und noch lange Jahre nachher die grausliche Gewohnheit, daß jeder, was und wann er nur wollte, aus den Fenstern ausgießen oder werfen durfte, wenn er vorher dreimal „Gare l'eau“ (Achtung! Wasser!) gerufen hatte. Noch heute hat sich der Ausruf „Gare l'eau“ für „Kopf weg!“ erhalten<sup>41</sup>. Im Jahre 1513 schrieb eine Ordonnance vor, daß jedes Haus seine Latrinen haben müsse, die man „Aisements“ (Bequemlichkeiten) nannte. Dieser Befehl wurde 1533 unter Androhung schwerster Strafe wiederholt, und fünf Jahre später wurden alle Häuser von den Polizeibedienten besichtigt, um diejenigen zur Anzeige zu bringen, die noch nicht die vorgeschriebenen „Privets“ errichtet hätten. Doch der eingerissene Schlendrian ließ sich auch durch diese Strafen nicht beseitigen, denn noch in den Jahren 1697 und 1700 erschienen Polizeiverordnungen, „zureichende Latrinen in den Häusern anzulegen und diejenigen instand zu setzen, die vorhanden sind, und zwar binnen eines Monats; andernfalls die Häuser so lange zu schließen, bis alles in gutem Zustand sei“<sup>42</sup>.

Auch in den französischen Schauspielhäusern scheint man zu dieser Zeit keine Aborte gekannt zu haben, oder die „Damen“, von denen uns Bussy-Rabutin in seinen Erinnerungen erzählt, standen auf der Stufe der Gassendirnen.

---

<sup>40</sup> J. Beckmann, Beyträge zur Geschichte der Erfindungen 1788, Bd. 2, S. 356.

<sup>41</sup> J. Beckmann, a. a. O., S. 356.

<sup>42</sup> Beckmann, a. a. O., 359.

„Die Damen de Saulx, de la Tremouille und die Marquise Le Ferte begaben sich nach einer üppigen Mahlzeit in die Komödie. Sie wurden von einem plötzlichen Bedürfnis gezwungen, das, was sie nicht zurückhalten konnten, in ihrer Loge zu entleeren. Dann aber fühlten sie sich von Gestank so belästigt, daß sie ihre Exkremeimente zusammenpackten und ins Parterre hinabwarfen. Die damit Beworfenen überschütteten diese schamlosen Herzoginnen und Marquisen mit solchen Injurien, daß die Damen sich schleunigst zurückziehen mußten.“<sup>43</sup> Öffentliche Latrinen gab es im 18. Jahrhundert bis in die letzte Zeit noch nicht. 1800 werden als besondere Merkwürdigkeiten zwei öffentliche Klosette genannt und beschrieben, das eine nahe beim Théâtre de la République, das andere in der Passage du Théâtre Feydeau<sup>44</sup>. Am 10. März 1809 wurde in Paris verfügt, daß jeder Abort einen vollkommen undurchdringlichen Sammelbehälter haben müsse. Jede Grube sollte gleichfalls mit einer Lüftungsvorrichtung versehen werden. Doch auch diese gewiß nützliche und selbstverständliche Vorschrift kam nicht zur Durchführung, aus dem einfachen Grunde, weil die Kosten für die Herstellung zu hohe waren<sup>45</sup>.

Als Kuriosum sei vermerkt, daß das Wasserklosett, welches von England aus seinen Siegeszug durch die Lande angetreten hat, noch einmal erfunden wurde. Eine Madame Benoist ließ sich im Jahre 1823 ein Patent auf „einen nicht riechenden Sitz“ erteilen<sup>46</sup>. Die im Gebrauch befindlichen Klosette hatten zur Ableitung

---

<sup>43</sup> Supplément aux Memoires et lettres du comte Bussi-Rabutin LL, 199.

<sup>44</sup> London und Paris. Weimar 1800, 9. Bd., S. 429/430.

<sup>45</sup> Die beweglichen Abtrittsgruben. Weimar 1819, S. 4.

<sup>46</sup> Franz. Patent Nr. 1335 v. 19. Juni 1823: Feldhaus, S. 251.

der Gase einen zum Dach hinausführenden Schornstein<sup>47</sup>. Dessenungeachtet kann man sagen, daß Frankreich allen anderen Ländern hinsichtlich des Latrinenwesens vorausgeeilt war, mit Ausnahme Englands, denn noch 1823 war man in Österreich mit derartigen Einrichtungen so weit zurück, daß dem Baumeister Witalm in Grätz ein Patent auf einen Abort erteilt wurde, das als einzige Neuerung dünne Abzugsröhren aufwies, um „den üblen Geruch abzuleiten“. Und zwei Jahre später erteilte man einem Schweizer Gutsbesitzer ein Patent auf ein Tonnensystem<sup>48</sup>. 1835 wird ein Patent dem Wiener Tischler Krupnik gegeben für „englische Retiraden“. Die „Erfindung“ bestand in der Verwendung von zwei übereinanderliegenden Blechgefäßen. Nach Benützung öffnete man durch eine Vorrichtung die Verbindungsclappe, und der Kot fiel in das untere Gefäß. Die Verwendung von Wasser wurde ängstlich vermieden. Auf dem gleichen System beruhte die Erfindung des Spenglers Morsch, der sich ein Patent auf „geruchlose Retiraden in Sekretärs, Kommoden, Garderob- und Nachtkästchen“ erteilen ließ<sup>49</sup>.

In England fand sich bereits frühzeitig ein findiger, gleichzeitig aber auch geistreicher Kopf, der die ganze Materie gewissenhaft durchdachte und die Resultate seiner Forschungen in zwei von großem Scharfsinn zeugenden Schriften niederlegte. Es ist der bekannte Humorist Swift. Diese Abhandlungen führen in französischer Übersetzung den Titel:

*„Le grand Mistère, ou l'art de méditer sur la garde-robe, renouvelé et dévoilé par l'ingénieur docteur Swift, avec*

<sup>47</sup> Instruction des Gesundheitsconseil zu Paris, deutsch von Gels-haus, Lemgo 1826.

<sup>48</sup> Beschreibung der Erfindungen, Wien 1841, Bd. 1, S. 317.

<sup>49</sup> Beschreibung der Erfindungen, a. a. O., S. 319.

des observations historiques, politiques et morales, qui prouvent l'antiquité de cette science et qui contiennent les usages différents des diverses nations par rapport à cet important sujet, trad. de l'anglais (par l'abbé Desfontaines). La Haye, Van Duren, 1729, pet. 8°, und ferner: *L'art de méditer sur la chaise percée, par l'auteur de Gulliver l'ainé (J. Swift). Avec un projet pour bâtir et entretenir des Latrines publiques dans la ville et faubourgs de Paris, sous la direction d'une compagnie, dans laquelle on pourra s'intéresser en prenant des actions. Dublin, de l'imprimerie du docteur Swift, 1743, in 12°, 54 S.*<sup>50</sup>. Diese Ausgabe enthält größere Varianten gegenüber der ersten Schrift.

Der Inhalt ist pikant genug. Nach einer ironischen Widmung an Dr. W... (Woodward) überläßt sich Swift philosophischen Betrachtungen über die Würdigkeit des zur Behandlung stehenden Stoffes. Er meditiert besonders darüber, welche Vorteile die Politik daraus gewinnen könnte, wenn Gelehrte und Forscher aus dem Kot Schlüsse auf den Charakter der einzelnen Personen ziehen würden. Dann schlägt er die Gründung von Akademien vor, in denen die Kunst der Entleerung praktisch vordemonstriert werden sollte. Nach diesen Buffonereien entwirft er ein Projekt über den Bau und die Unterhaltung öffentlicher Latrinen in London und Westminster.

Swifts durchaus beachtenswerte Vorschläge fielen in England aber auf keinen fruchtbaren Boden, denn noch bei Erscheinen der „*Bibliotheca scatologica*“ (1850) gab es in London nur zwei Rotunden zur Befriedigung kleinerer Bedürfnisse<sup>51</sup>. Auch hier prangte schon die prä-

---

<sup>50</sup> *Bibliotheca scatologica*, S. 11.

<sup>51</sup> *Bibl. scat.*, S. 12, Anm. 1.

zise und knappe Inschrift: *You are requested to rajust your dresses before leaving* (Knöpfen Sie Ihre Hosen vorm Hinausgehen zu!).

Und doch ist England die Geburtsstätte des Wasserklosetts, das 1775 vom Londoner Uhrmacher Alexander *Cumming* erfunden wurde. Das zuerst angewandte Prinzip ist auch heute noch beibehalten. Bedeutsamer als die Wasserspülung ist bei dieser Erfindung das doppelt gekrümmte Abfallsrohr, der sogenannte Siphon, der auf der Anwendung der kommunizierenden Röhren beruht und die Frage der Beseitigung des unangenehmen Geruchs löste. Dieses Wasserklosett bürgerte sich jedoch nicht so schnell ein, wie man hätte vermuten sollen. Gegen Ende der sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts hatten in Manchester von 70 000 Häusern nur 10 000 Wasserklosette. Bei Neuanlagen bevorzugte man eine Kombination von Abort und Aschengrube, da die Steinkohlenasche wirksam desinfizierte. Nur in Liverpool ging man mit rücksichtsloser Schärfe vor und erreichte es 1866, daß von 86 000 Häusern in über 31 000 Wasserklosette angelegt wurden. 20 000 Klosette hatten die erwähnte Kombination von Abort und Aschenablage, und nur 2000 waren mit dem auswechselbaren Tonnensystem ausgestattet.

Von den größeren Städten hatten Birmingham und Edinburgh von der segensreichen Erfindung überhaupt keinen Gebrauch gemacht<sup>52</sup>.

Italiens Unsauberkeit im Punkte der Latrinen ist ja hinreichend bekannt, und mancher Italienfahrer wird sich noch lange Zeit mit Schauern an die dortigen Retiraden erinnern. Eine besondere Erwähnung verdient Florenz. Hier enthielten die Mietskontrakte lange Zeit

---

<sup>52</sup> Feldhaus, S. 277.

hindurch die Klausel, wonach die Mieter verpflichtet wurden, nur den Hausabort zu benutzen, dagegen keinen fremden. Diese kuriose Vorschrift verdankt kaufmännischen Erwägungen ihre Entstehung: Die Hausbesitzer verkauften nämlich den Inhalt der Latrinen an die Landwirte als Dung und waren natürlich darauf bedacht, möglichst viel von diesem geschätzten Artikel abliefern zu können.

Ehe wir dieses Kapitel beschließen, sei noch ein Rückblick auf die Zeiten der Postkutsche und der ersten Eisenbahnen getan. Feldhaus teilt nach ihm brieflich zugegangenen Mitteilungen des Eisenbahnmuseums Nürnberg folgendes mit (S. 275):

„Als vor rund 80 Jahren die Postkutsche durch die Eisenbahn abgelöst wurde, entstand die drängende Frage, wie die Fahrgäste ihre Bedürfnisse verrichten könnten; denn man konnte nicht mehr für jeden Fahrgast an der Waldesecke anhalten. Zunächst baute man in den Gepäckwagen ein „Cabinet“ ein. 1863 wird berichtet, daß die „Benutzung der Cabinets in den Gepäckwagen vollständig an dem richtigen Gefühle der Passagiere gescheitert sei“. Man empfahl damals bereits Wagen mit Seitengang, damit jeder zu den „Cabinets“ gelangen könne. 1866 kamen in Frankreich die ersten Wagen dieser Art mit Aborten an beiden Enden der Wagen auf. Die Prüderie der Engländer sträubte sich gegen die Einrichtung fahrender Aborte, und so vermißt man diese dort noch im Jahre 1871. In Deutschland kamen sie sogar noch etwas später auf.

Sprechen wir von den Eisenbahnen, dann müssen wir uns auch fragen, wie es auf den Schiffen war. Im Mittelalter hing zu jeder Seite des Hecks ein Korb, in den man hineinstieg. Auf den Galeeren verrichteten die

Sträflinge ihre Bedürfnisse dort, wo sie angekettet waren.

Zur Barockzeit brachte man kleine Ausbauten zu beiden Seiten des Hecks an, die zur Nelsonzeit als „Taschen“ bezeichnet wurden. Nur auf den holländischen Schiffen herrschte die größte Sauberkeit. Dort lag unter dem Bugsprit die „Pißback“... Auf kleinen Schiffen läßt der Seemann noch heute, indem er sich über Bord hockt, „den Mond über dem Wasser leuchten“.

## 5. Interessantes über den Nachttopf und Leibstuhl

Der Nachttopf setzt bereits eine gewisse Kultur voraus. Ein Nomadenvolk kann seiner entraten. In Hütten ist er überflüssig, da der Weg ins Freie nur einige Schritte erfordert. Erst bei Zusammendrängung vieler Menschen auf einem kleinen Raum (Städtegründung) macht er sich notwendig. Sein Geburtsjahr ist nicht bekannt. Jedenfalls kann er auf ein langes Bestehen zurückblicken. So wird uns zum Beispiel schon aus der ersten Dynastie in Ägypten berichtet, daß bei den Mahlzeiten der Könige zahlreiche Diener mit goldenen und silbernen Vasen herumgingen, in welche die Gäste ihr Wasser abschlugen und sogar ihre großen Bedürfnisse verrichteten<sup>53</sup>. Das gleiche wird vom Kaiser Heliogabal erzählt<sup>53a</sup>.

Diesen Luxus scheint sich jedoch nicht nur der Kaiser geleistet zu haben, denn er wird auch von anderen Großen berichtet. So sagt Martial<sup>53b</sup>:

---

<sup>53</sup> *Le nouveau merdiana ou Manuel scatologique par une société de Gens sans gêne. A Paris 1870, S. 16.*

<sup>53a</sup> Petronius, Satyrikon, c. 27.

<sup>53b</sup> Ep., I, 37.

*Während du schamlos Gold mit der Last des Leibes beflecktest, Bassus, trinkst du aus Glas: teurer denn leerst du dich aus. Die üppigen, verweichlichten Römer und Römerinnen ließen sich von schönen Sklavinnen die Nachttöpfe zu ihren lukullischen Schmausereien herantragen und bedienten sich ihrer coram publico*<sup>54</sup>.

Schon frühzeitig scheint der Gebrauch des Nachttopfs sich bei allen Schichten der Bevölkerung eingebürgert zu haben, denn Juvenal rügt die Unsitte, derartige Gefäße auf die Vorübergehenden zu entleeren<sup>55</sup>.

*Blicke nun noch auf andre Gefahr und verschiedne der  
Nachtzeit,  
Was bis zur Höhe des Dachs für ein Raum, von wo aus  
dir den Schädel  
Scherben zerschlagen, so oft zerbrochen, lecke Geschirre  
Dort aus den Fenstern man wirft; mit wie großer Wucht  
das aufs Pflaster  
Stürzt und es zeichnet und sprengt. Du könntest nach-  
lässig erscheinen,  
Nicht auf plötzliche Fälle bedacht, wenn du testamentlos  
Gehest zum Mahl; ja der Tode so viele drohn, wie in der  
Nacht,  
Welche vorüber dich führt, dort aufstehn wachende Fenster.*

Wenn im Mittelalter Schlafzimmer bildlich dargestellt werden, fehlt selten der unentbehrliche Pot-de-chambre<sup>56</sup>. Im Jahre 1510 gab Tucher einiges zerbrochene Zinngeschirr weg und ließ es „für 2 new ozine pruncz-scherben“ verrechnen. Unter diesen „Pruncz-scherben“ sind natürlich Nachtgeschirre zu verstehen<sup>57</sup>. Es gab

---

<sup>54</sup> C. A. Boettger, Sabina oder Morgenszenen im Putzzimmer einer Römerin, Leipzig, Göschen, 1903.

<sup>55</sup> Sat. III, 268—274.

<sup>56</sup> Vgl. Brunswig, Liber pestilentialis. Straßburg 1500; K. Sudhoff, Beiträge zur Geschichte der Chirurgie in Mittelalter. Leipzig 1914, S. 61.

<sup>57</sup> Anton Tuchers Haushaltsbuch, a. a. O.

also zu dieser Zeit sowohl tönerner wie solche aus Zinn. Amüsant ist die Vorrichtung, die sich der berühmte Philosoph Leibniz herstellen ließ. Feldhaus berichtet darüber aus eigener Anschauung<sup>58</sup>:

„Als ich vor einigen Jahren im Kunstgewerbemuseum zu Hannover das Leibnizzimmer besuchte, fiel mir ein starkes Buch auf, das an den Sterbesessel des großen Philosophen gelehnt stand. Ich besah es mir von allen Seiten und bemerkte, daß es zwar einen schönen Einband, aber keine Blätter enthalte. Also rief ich den Diener herbei und fragte ihn, was dieses sonderbare Buch gerade in diesem Zimmer zu bedeuten habe. Da ich in Gesellschaft einer Dame war, machte der Diener ein verlegenes Gesicht und meinte, ob er offen reden dürfe. Als wir ihm das gestatteten, nahm er den Folianten und ging damit in die Mitte des Raumes. Dort klappte er die schweren Metallschließen des Großfoliobandes auf und stellte die beiden hölzernen Einbanddecken so auf die Erde, daß sie einen rechten Winkel zueinander bildeten. Aus dem einen der Deckel klappte

---

<sup>58</sup> A. a. O., S. 180. Schade, daß der alte Fontane dieses praktische Aushilfsmittel nicht gekannt hat, er hätte sich dann mancherlei Unbequemlichkeiten erspart. In seinem Briefe vom 14. Juli 1887 aus dem Seebad Rüdersdorf, in dem er über die kleinen Bedürfnisse des täglichen Lebens schlicht und gewinnend plaudert, findet sich die ulkige Stelle: „ . . . wobei mir einfällt, daß mitten im Garten, unter zahllosen Levkojenbeeten, auch der ‚Lokus‘ ist, an welcher letzteren sich für mich tragikomische Erinnerungen knüpfen. Es ist ein durch eine Holzwand geteiltes Häuschen, dessen eine Hälfte für Erwachsene, die andere für Kinder ist. Letztere mit sehr niedrig gehaltenem Sitzapparat. Nun trifft es sich so unglücklich, daß für mich — der ich ja regelmäßig zu spät komme — immer nur der für Kindermaß berechnete frei ist, was mir Attitüden aufzwingt, die ich meinem bittersten Feind nicht wünsche.“ (Theodor Fontanes engere Welt. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Dr. Mario Kramer, Artur Collignon, Berlin 1920, S. 151.)

er dann eine Bretterwand heraus. Jetzt bildeten die Einbanddecken mit der Bretterwand diese Figur: □

Erstaunt sahen wir zu. Aus dem anderen Deckel klappte der Alte ein kürzeres Brett mit einem großen Loch heraus und legte es so, daß es die drei Wände oben bedeckte. Ich sah sogleich an der Form des Brettabschnittes, was hier aufgebaut worden war. Aber ich konnte mir den Zweck dieses Gegenstandes doch noch nicht erklären. Da sagte der Alte so leise, daß meine Begleiterin es noch eben hören konnte: Dieses Buch nahm Leibniz auf allen seinen Reisen in seiner Kutsche mit. Und wenn er denn einmal durch einen Wald kam, baute er sich den Sitz im Grünen so auf. Das war für den alten Herrn bequem.“

Erwähnung verdient hier auch der „Kotstuhl“ der Päpste. Man erzählte, daß sich der Papst am Tage seiner Weihe auf ihn setzen mußte, wobei der Sängerkorchor den 113. Psalm sang: „... der Herr richtet den Geringen auf aus dem Staub und erhöht den Armen aus dem Kot...“ Alsdann setzte man den Papst auf einen prächtigen Thronsessel. Das Volk verstand indessen diese symbolische Handlung nicht, und so entstand die Sage, daß sich der Pontifex auf diesen Stuhl setzen müsse, damit der jüngste Diakon nachsehen könnte, ob der Papst ein Mann sei. Diese Inspektion leitete man daher, weil der Sage nach eine Päpstin Johanna auf den Stuhl Petri gekommen sei, deren Geschlecht im Jahre 855 anlässlich ihrer Fehlgeburt bei einer Prozession zutage getreten sei. Friedrich Wilhelm Bruckbräu beschreibt diese Szene ausführlich in seinem Erotikon „Der Papst im Unterrocke“ (Stuttgart 1832) <sup>59</sup>.

<sup>59</sup> Vgl. auch Bourke-Krauß, Der Unrat in Sitte, Brauch und Glauben der Völker. Leipzig 1913, S. 187.

Der Stuhl wird *sella perforata* oder *exploratoria* genannt<sup>60</sup>.

Auch der Papst hatte wie Leibniz (nur in anderer Gestalt) während des Bestehens des Kirchenstaats seinen Leibstuhl, der ihn auf allen seinen Reisen begleitete. Man sah im Zuge einen Offizier zu Pferde, der am Sattelbogen zu jeder Seite ein mit blauem Tuch überzogenes Möbelstück befestigt hatte. Diese beiden Stücke waren die Leibstühle des Papstes.

König Ferdinand IV. von Neapel glaubte es seiner Würde schuldig zu sein, dem Papste nacheifern zu müssen. Wenn er ins Theater ging, brachte ein von einem Offizier geführtes Detachement der Garde seinen bequemen Leibstuhl nach der Loge, damit sich die Majestäten desselben nach Wohlgefallen bedienen konnten. Und die Fremden, die zur Zeit dieses Fürsten Neapel besuchten, konnten das wundervolle Schauspiel erleben, daß allabendlich ein prunkvoller militärischer Zug bei Fackelbeleuchtung vom Palast zum Theater und zurück wanderte und in seiner Mitte einen Leibstuhl mit sich führte. Und die Offiziere entblößten vor diesem Leibstuhl den Säbel, und die Soldaten präsentierten das Gewehr<sup>61</sup>.

In einem sehr seltenen deutschen Erotikon, das ich in einer Privatbibliothek fand, und dessen genauen Titel ich nachstehend wiedergebe, wird ausdrücklich und sehr eingehend über die eines Fürsten würdige Zere-

---

<sup>60</sup> Er ist abgebildet in *L'Enfant, Histoire der Päpstin Johanna*, Frankfurt 1737, S. 207. — Vgl. *Dissertatio juridica de eo, quod iustum est circa spiritus familiares feminarum, hoc est pulices*. Autore Ottone Philippo Zaunschliffer. Prof. ord. jur. utriusque Marburgensi. Neu herausgegeben v. Dr. Sabellicus, Heilbronn 1879, S. 55 und 102, Anm. 6.

<sup>61</sup> Neapel, wie es ist. Aus dem Französischen des Santo Domingo von Dr. Aecht von Santo Domingo. Leipzig 1828, S. 171.

monie berichtet, sobald der Herrscher zu Stuhle geht.  
Der Titel heißt:

*Historische Relation  
Von der  
Liebe des Kayzers  
Von  
Marocco  
Vor die  
Durchleuchtigste  
Verwittibte Prinzessin  
Von  
Conty,  
In Form einiger Sendschreiben  
geschrieben an eine Persohn  
von Qualität  
durch  
den Herrn Graffen von D . . .  
Aus dem Frantzösischen in das Hoch-  
teutsche übersetzt.  
Cölln/  
Bey Peter Marteau / 1700<sup>61a</sup>*

Welcher Verfasser und Verleger dahinter zu suchen ist, ließ sich nicht feststellen. *Léonce Janmart de Brouillant, Histoire de Pierre du Marteau, imprimeur à Cologne. Paris 1888* verzeichnet es nicht. Die *Bibliotheca sca-tologica* und Hayn-Gotendorf kennen es nicht. Aufgeführt ist es im Katalog der *Bibliotheca Zoachina*, dem eine Bibliothèque des Dames angehängt ist (erschienen 1752) auf Seite 1444 als Nr. 14283.

In diesem kleinen Bändchen wird berichtet, wie ein Edelmann aus der Normandie, Monsieur de Pierreville, an den Hof des Sultans kommt. Es heißt dann: „Nachdem er (der Sultan) nun an den Herrn Pierreville einige Fragen / so von keiner besonderen Wichtigkeit gewesen / getan und in der Meinung auch war / daß dieser

---

<sup>61a</sup> 12<sup>o</sup>, 240 Seiten inklusive Titelblatt.

neue Sklave müßte von einem vornehmen Geschlechte seyn / hat er ihn vor seinen Nachtstuhl Sorge zu tragen / bestellet / welche Charge dann vor einer Stunde durch den Todt des vorigen Verwalters ware ledig worden / und so viel Vertrauen hat / als nimmermehr dieselbe / so der Lord in Engelland hat / und Gromm of the Stoul heißet. Bey dieser honorablen Verrichtung... erkundigte sich der Kayser wegen des Ansehens und Magnificens des frantzösischen Hoffes... nur eine Sache / welche das größte Kennzeichen ist der Hoheit und einigen Persohn des Kaysers von Marocco / befunde er / daß ihm mangels der Hoheit des Königes von Frankreich / nehmlichen daß er nicht öffentlich unter gewissen Ceremonien zu Stuhle ginge... Wenn der Kayser von Marocco will zu Stuhle gehen / wird solches auff einen hohen Turm kundgemachet / da dann zwölf Trompeter / zwölf Paucker / und zwölf Schalmeyen-Pfeiffer unter einer gantz offenen und auff allen Seiten übergülden Ballistraden umgebenen Loge sich verfügen / und träget derjenige / so über den Nachtstuhl bestellet ist / solchen auff seynnen Haupte und gehet also zuerst voran / indem ein ander ihme zur Linken Seite den Nachtstuhl mit eyner Parisol bedekket, hernach folgen vier der größten Herrn vom Hofe / gantz weiß gekleidet / und endlich folget der Kayser. In diese Loge nun darff über vorerwähnten Persohnen mit dem Kayser kein Mensch gehen: wann sie nun an den Ort gekommen / und der Nachtstuhl zurechte gesetzt worden / setzet sich der Kayser darauf / und thun ihm die vier Minister den Rock ab / und reiben ihm über die Achseln von oben bis unten an: der Kayser bleibet allezeit in einer solchen Positur eine gute halbe Stund sitzen / während der Zeit lassen sich die Trompeter / Tambours und Schallmey-Pfeiffer tapfer hören /

und darf kein Unterthan einige Arbeit verrichten / und sobald man auff einer Stangen eine Serviette / welche das Waschen wol verdienet hat / in die Höhe richtet / so hören die Trompeter / Paucker und Schallmeyen-Pfeiffer auff / und ruffet das Volk zu dreyen mahlen / Alla Mohamet / worauf der Kayser gantz alleine zurückgehet / und muß derjenige / so über den Nachtstuhl zum Aufstellen bestellet ist / solchen wieder auff seinem Kopffe zurücktragen in Begleitung der anderen / umb den Nachtstuhl wieder reine zu machen...“

Doch kehren wir zu realen Tatsachen zurück, denn daß es sich bei vorstehender Anekdote um ein Phantasiegebilde handelt, liegt auf der Hand.

So beliebt die Nachttöpfe auch waren, so sehr fürchtete man sie auch. Abortgruben wurden erst spät angelegt. Wohin also mit dem Inhalt der Gefäße? Nun, ganz einfach: Man griff zu dem Nächstliegenden und leerte sie, wie schon im alten Rom, einfach aus dem Fenster auf die Straße. Ergötzliche Berichte sind uns darüber überliefert. Auf einem Holzschnitt von 1489 finden wir diese Ausleerung bereits im Holzschnitt dargestellt<sup>62</sup>. Man konnte den Kammertopf aus dem Fenster leeren, wenn man (in Paris) dreimal „Gare l'eau“ gerufen hatte. Auch in anderen Ländern waren die Zustände um keinen Deut besser. In München erging schon 1370 strenges Verbot, die Nachtgeschirre einfach auf die Straße zu schütten<sup>63</sup>. Und aus Schottland berichtet der Reisende Edward Burst<sup>64</sup>: „Wir... waren recht lustig, bis die Uhr zehn schlug. Dies ist die Stunde, da jedermann die Frey-

<sup>62</sup> Jac. Hartlieb, *De fide meretricum in suos amores*. Argent. 1489; reproduziert bei Feldhaus, S. 109.

<sup>63</sup> S. Westenrieder, *Beiträge zur vaterländischen Historie*, München 1788, Bd. 6, S. 106.

<sup>64</sup> Briefe über Schottland. Hannover 1776, S. 17.

heit hat, auf ein durch die Stadttrommel gegebenes Zeichen seinen Unflath aus dem Fenster zu werfen... Wie ich auf meinem Wege nach Hause, durch einen langen engen Gang, welcher hier Wynde heißt, gehen mußte; so ward mir ein Wegweiser mitgegeben, welcher, um ein Unglück, das mir hätte begegnen können, abzuwenden, beständig mit lauter Stimme schrie: Hud your Haunde, das ist: Haltet ein! Ich zitterte, wenn ein Fenster geöffnet ward, da immer nicht weit von mir der erschreckliche Guß, von hinten und vorne herunterstürzete. Jedoch ich entgieng aller Gefahr glücklich, und kam nicht allein wohlbehalten und gesund, sondern auch wohlriechend und rein in meinem neuen Quartiere an. Allein, wie ich im Bette lag, mußte ich meinen Kopf zwischen den Laken verstecken; denn der Geruch des Unflathes, welchen die Nachbarn an der Hinterseite des Hauses ausgeworfen hatten, drang dergestalt ins Zimmer, daß ich vor Gestanke fast hätte ersticken mögen.“

Die Benützung des Nachttopfes hatte durchaus nichts Schamverletzendes an sich. Die Liselotte berichtet in ihren „Briefen“<sup>65</sup> über den Dauphin: „Er hat gern, daß man ihm auf dem Kackstuhl entretenierte, aber es ging gar modeste, denn man sprach mit ihm und wandte ihm den Rücken zu; ich habe ihn oft so entreteniert in seiner Gemahlin Kabinett, die lachte von Herzen darüber, schickte mich allein hin, ihren Herrn zu entretenieren.“ Das war in der Zeit von 1697—1712. Ludwig XIV. pflegte bei seinem Lever einen großen Hofstaat um sich zu versammeln und genierte sich dabei so wenig, daß er währenddessen vor aller Augen auf den Nachstuhl sich setzte. Ebenso erteilte auf dem vorerwähnten Thron, umgeben von seiner Dienerschaft, der

---

<sup>65</sup> Hrsg. v. Helmolt, Annaberg 1909, Bd. 2, S. 260, Nr. 5.

Herzog von Orleans dem Herzog von Noailles Audienz<sup>66</sup>. Selbst der große Rousseau pflegte stundenlang auf seinem Nachtstuhl zu verbringen<sup>67</sup>. Unter Ludwig XIV. wurden auch die geheimen Gemächer mit großem Luxus ausgestattet. Chaulieu<sup>68</sup> schreibt von einem Schlosse des Marquis de Bethune: „Jedes Schlafzimmer hat seinen Nachtstuhl (*chaise percée*) mit Samt überzogen und mit Fransen geziert, mit Porzellanbecken und einem Leuchtertische zum Lesen. Der Marquis von Bethune hat seinen Nachtstuhl neben den meinigen bringen lassen, und wir verbringen die Tage an diesem Ort der Freude. Ich weiß außer Montaigne niemanden, der das Kapitel vom Nachtstuhl mit solcher Gründlichkeit behandelt hätte.“ Ein Modenstich von 1688 stellt die Dame von Rang „*étant à ses nécessités*“ dar<sup>69</sup>.

Wie wenig Aufhebens man von der Verrichtung eines kleinen Bedürfnisses machte, berichtet uns die Liselotte gleichfalls in ihren Briefen<sup>70</sup>: Der bekannte Finanzmann John Law erfreute sich 1718—1720 großer Beliebtheit in Paris. „Wenn Mr. Law wollte, würden ihm die französischen Damen wohl mit Verlaub den Hintern küssen; zu sehen, wie wenig scrupuleux sie seyen, ihn pissen zu sehen; er wollte Damen keine Audienz geben, weil ihm gar noth zu pissen war, wie er es den Damen endlich sagte, antworteten sie: Das macht nichts, pissen Sie, und hören Sie uns an. Also blieben sie so lange bei ihm.“

Uns modernen Menschen, die wir die Verrichtung der

---

<sup>66</sup> Max Kemmerich, Kulturkuriosa, München, Bd. 1, S. 194.

<sup>67</sup> M. Kemmerich, a. a. O.

<sup>68</sup> *Lettres inédites*, p. 140—141.

<sup>69</sup> Hanns Floerke, Die Memoiren des Herzogs von Saint-Simon, München 1913, 2. Bd., S. 367.

<sup>70</sup> A. a. O., S. 368, Nr. 7.

Notdurft unter einem ganz anderen Gesichtswinkel betrachten, erscheinen die erwähnten Tatsachen ganz ungeheuerlich, und wir finden es eher begreiflich, daß solche Ungeniertheit Platz greifen darf, wenn amoureuse Beziehungen bestehen, wie es bei Stendhal der Fall war. Dieser hatte ein Verhältnis mit der Gräfin Curial. Einmal wäre er von dem eifersüchtigen Gatten beinahe überrascht worden, aber die Geliebte verbarg ihn drei Tage im Keller und kam täglich, um ihm Essen zu bringen und den Nachtstuhl zu leeren<sup>71</sup>.

So ungeniert man auch sonst am französischen Hofe war, so streng hielt man sonst auf die Einhaltung der Etikette. In dem anonym erschienenen Memoirenwerk „Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Königin Marie-Antoinette, Königin von Frankreich“<sup>72</sup>, findet sich folgende bezeichnende Anekdote:

„Die strenge Etikette erstreckte sich auch auf den Nachtopf. Als Marie-Antoinette zum ersten Male am französischen Hofe übernachtete, fühlte sie Verlangen nach Befriedigung eines kleinen Bedürfnisses. Sie beugte sich unter das Bett und zog das Geschirr herbei und besorgte ihre Sache. Die Kammerfrau bemerkte dies und war außer sich vor Verwunderung. Und die Oberzeremonienmeisterin gar konnte sich nicht enthalten, der Prinzessin den Vorwurf zu machen, daß sie die französische Etikette in gröblichster und leichtfertigster Weise verletzt hätte: Die Gemahlin des Thronfolgers darf eher das Bett vollmachen als sich den Nachtopf halten.“

Der Königin war übrigens bei ihrer Krönung ein Klosett à l'angloise eingerichtet worden, also mit einer Art Was-

<sup>71</sup> Ausgewählte Briefe Stendhals, deutsch von Arthur Schurig. München und Leipzig 1910, S. LX.

<sup>72</sup> Leipzig 1837, Bd. III, S. 122.

serspülung, was man den Spendern als Gipfel der Kriecherei verübelte <sup>73</sup>.

Die Benützung der Nachttöpfe bürgerte sich allmählich derart ein, daß eigene Händler deren Vertrieb im Straßenhandel übernahmen. In Bouchardon <sup>74</sup> findet sich die Wiedergabe eines bezeichnenden Sujets. Ein Mädchen vom Lande, das den Tragekorb bis obenauf mit Nachtgeschirren gefüllt hat, ist neben dieser schweren Bürde auf dem Pflaster eingeschlafen. Es gab ganz einfache Töpfe aus Ton und vornehme, wenn man so sagen will, mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattete Nachtstühle, die mit Tuch oder Samt überzogen waren und durch einen Deckel sich verschließen ließen, was schon in den Memoiren des Herzogs von Saint-Simon erwähnt wird. Das beweist auch folgende Anekdote:

„Ein Mann wollte in einer großen Stadt zu einem gehen, der sehr weit wohnte. Unterwegs kam ihm die Nothdurft dermaßen an, daß er sich kaum halten konnte. Da er keinen bequemen Ort sofort fand und eben bei einem Tapezier vorbeiging, so trat er zu ihm herein und fragte, ob er überzogene Nachtstühle fertig habe? Der Mann zeigte ihm einen; da er aber gefragt wurde, ob er keine reicheren habe, antwortete er, daß er welche von Sammet von allerlei Farben habe. ‚Nun, holen Sie einige her‘, sagte der erstere. Der Tapezier lief weg, um sie zu holen. Unterdessen zog jener die Hosen ab und entledigte sich in den Stuhl, der ihm zuerst gewiesen worden. Als der Tapezier wiederkam und ihn in dieser Positur fand, rief er: ‚Was machen Sie da, mein Herr?‘ — ‚Ich probiere ihn,‘ antwortete er, ‚er stehet mir aber nicht an <sup>75</sup>.‘“

<sup>73</sup> Max Kemmerich, Kulturkuriosa, a. a. O., I, S. 194.

<sup>74</sup> Cris de Paris, série 5, Paris 1746, Bl. 8.

<sup>75</sup> Vademekum für lustige Leute, 1774, 1. Teil, Nr. 237.

Mit zunehmender Kunstfertigkeit stattete man die Nachtöpfe mitunter humorvoll aus oder brachte sie in Beziehung zu einer mißliebigen Persönlichkeit. In einem zeitgenössischen Bericht heißt es: „Bey uns fehlt es auch nicht an besonderen Devisen, Mahlereyen und anderen Verzierungen, die man diesem Geschirre gibt. Sie sind gemeinhin aber zu zweydeutig, als daß man sie füglich mittheilen könnte. Vor mehreren Jahren waren die porzellanenen Nachtgeschirre mit einem Spiegel auf dem Boden bey Leuten, die den Scherz lieben, sehr bekannt<sup>76</sup>.“ Auf dem Boden mancher solcher Gefäße war ein offenes Auge gemalt mit der Umschrift: „Das Auge sieht den Himmel offen!“ Auch der politische Kampf tobte sich auf dem Boden der Nachtöpfe aus. Selbst der große Napoleon mußte sich eine derartige Blasphemierung gefallen lassen. Ein Zeitgenosse (Der deutsche Casanova usw., herausgegeben von Max Bauer, Eigenbrödlerverlag, Berlin, etwa 1925, II, S. 148) berichtet uns folgenden Vorfall:

*„Die Douaniers an der Küste von Kalabrien hatten eine von Sizilien kommende Barke mit Nachtgeschirren, lauter englische Ware, gekapert . . . Es waren dies nämlich keine gewöhnlichen, sondern bemalte Nachtgeschirre, in deren Grund Napoleons Porträt mit weit aufgesperrem Mund sich befand, gleichsam zum Empfang dessen, was in das Geschirr gegossen wurde. Dergleichen Geschirre bedienten sich schon länger in England die eingefleischten Feinde des französischen Kaisers und hatten sie auch nach Spanien und Sizilien versendet . . . Als die Sache vor Murat kam, befahl er, die Geschirre sämtlich zu zerschlagen und die Trümmer ins Meer zu werfen, die Schiffer aber, die sie gebracht, sollten vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen werden. Glücklicherweise aber waren sie entwischt. Bald aber kam die Polizei der Tatsache auf die*

<sup>76</sup> Krünitz, Enzyklopädie, Bd. 100, S. 134, Nr. 12, Abs. 2.

*Spur, daß schon mehrere solcher Geschirre im Reiche eingeschmuggelt worden seien und es selbst in Neapel Personen gebe, die sich solcher bedienten . . . , auch versicherte man, daß sich die alte Königin von Neapel sowie der ganze Hof in Sizilien ihrer bediene. Als aber die Sache auf dem Festland ruchbar wurde, fanden die Besitzer der Geschirre für geraten, dieses gefährliche Eigentum zu zertrümmern.“*

Während des Burenkrieges hatte man solche mit dem Bildnis des englischen Premierministers Chamberlain, und im Weltkrieg konnte man sich das eigentümliche Vergnügen leisten, Nachttöpfe, in denen das Wort „Gott“ in der Verwünschung „Gott strafe England!“ gemißbraucht war, zur Erleichterung zu verwenden.

Ein gewisser Twiß ließ 1776 eine Reise nach Irland drucken, in welcher er von der irländischen Nation viel Verächtliches gesagt hatte. Darauf ward in Dublin eine Subskription auf tausend Nachttöpfe von Steingut angekündigt, auf dessen Grunde des Verfassers Bildnis stehen sollte mit der Umschrift:

*Dies ist Herr Twiß,  
Auf den ich piß’.*

Die Subskription war in acht Tagen zusammengebracht<sup>77</sup>.

Diese Nachttöpfe oder Leibstühle waren damals, als die Wasserklosette noch nicht erfunden waren, geradezu eine Notwendigkeit, und man kann dem schon mehrfach erwähnten Lexikon von Krünitz beipflichten, wenn es sagt: „Man muß daher den Gebrauch der Nachtstühle zu den nothwendigen Übeln rechnen, die sich nicht gut von dem Hauswesen entfernen lassen.“ Einen Fortschritt

---

<sup>77</sup> Krünitz, a. a. O., S. 134, Note, und Vade Mecum für lustige Leute, 7. Teil, Berlin 1777, S. 6, Nr. 9.

bedeutete die Erfindung des Spenglers Ottacher in Wien, der sich in Wien 1825 einen Nachtstuhl mit Wasserspülung patentieren ließ.

Bei dieser allgemeinen Wertschätzung, der der Nachtstuhl sich erfreute, nimmt es nicht wunder, daß sich große und kleine Dichter zu seiner Verherrlichung fanden. Man weiß vom Hörensagen, daß Alois Blumauer, der Vergils Äneis travestiert hat, eine „Ode an den Leibstuhl“ gedichtet hat. Da seine Werke aber in den Bibliotheken friedlich, von Staub bedeckt, schlummern, sei der Wortlaut dieser Ode nachstehend wiedergegeben:

*Ode an den Leibstuhl*

*Du kleiner Sitz, von dessen eigenem Namen  
Man mit Respekt nur spricht,  
Den täglich doch die ekelste der Damen  
Besieht und fühlt und riecht,*

*Du bist der größte aller Opferherde,  
Auf deinem Altar nur  
Zollt täglich der galantre Teil der Erde  
Sein Opfer der Natur.*

*Du bist der Götze, der selbst Majestäten  
Ihr Hinterhaupt entblößt,  
Der Freund, vor dem sogar sich ohn' Erröten  
Die Nonne sehen läßt.*

*Erhaben setzt, wie auf den Sitz der Götter,  
Der Weise sich auf dich,  
Sieht stolz herab und läßt das Donnerwetter  
Laut krachen unter sich.*

*Du bist das wahre Ebenbild der Thronen  
Auf diesem Erdrevier,  
Denn immer sitzt von vielen Millionen  
Ein einziger auf dir.*

*Du bist's allein, den Prunk und Etikette  
Selbst mehr als Thronen ziert,*

*Denn sag', bei welchem Thron wird so zur Wette  
Als wie bei dir hofiert?*

*Worin jedoch aus allen Sorgestühlen  
Kein einziger dir gleicht,  
Ist dies: Auf Thronen sitzt man oft sich Schwielen,  
Auf dir sitzt man sich leicht.*

*Du beutst als Freund den Menschen hier auf Erden  
Gefällig deinen Schoß  
Und machest von den drückendsten Beschwerden  
Der Menschlichkeit sie los.*

*Zu dir wallfahren groß' und kleine Geister,  
Wenn sie die Milzsucht quält,  
Du nimmst von ihnen weg den Seelenkleister,  
Der sie umnebelt hält.*

*Man sieht dich täglich viele Wunder wirken:  
Du bist der Ort, wohin,  
So wie nach Mekka die bedrängten Türken,  
Die armen Kranken ziehn.*

*Du bist der Heiltumstuhl, an dem der Kranke  
Nie fruchtlos Opfer zollt,  
Weil er dafür gewiß mit regem Danke  
Sich die Genesung holt.*

*Du bist der Chef, für den auf seinem Stuhle  
So mancher H . . schwitzt,  
Der Gott, für den so manche Federspule  
Des Autors ab sich nützt.*

*Der Richterstuhl, wo über die Gehirne  
Man streng Gerichte hält;  
Der Schlund, worein, gebrandmarkt an der Stirne,  
So manches Wischchen fällt.*

*Drum, daß du mich dereinst nicht auch als Richter  
Verschlingst mit Haut und Haar,  
So bring' ich dir, du Erbfeind aller Dichter,  
Dies Lied zum Opfer dar.*

Aus der Feder eines anonymen deutschen Dichters  
stammt das Poem:

*Der Nachttopf und das Siegeszeichen*

An einem halbverfallenen Palast  
Sah man ein großes Siegeszeichen  
Den Trümmern nah — die schwere Last  
Des Alters droht es bald zu beugen.  
Es trauerte ob dem Ruin  
Und glaubte, wenn einst diese Zierde  
Die grausame Zerstörerin,  
Die Zeit, in Staub verwandeln würde,  
Auch die Triumphe, die erfochtnen Siege,  
Die es als Sinnbild vorgestellt,  
Vergessen wären, und die künft'ge Welt  
Von all den großen Taten schwiege.  
Indem es nun zwar traurig, aber immer  
Voll Heldenmut sein Mißgeschick beklagt,  
Vernimmt ein Nachttopf, der im nächsten Zimmer  
Am Fenster stand, was er gesagt.  
Jetzt sah es ihn und fuhr ihn wütend an:  
„Du schändliches Gefäß, aus schlechtem Ton geschaffen,  
In dem ein Wasser stockt, von dem sich jedermann  
Mit Abscheu kehrt — was hast du hier zu schaffen?  
Zerbrechliches Geschirr! Des Siegers Monumenten  
Kannst du so frevelvoll dich nahn?“ —  
Der Nachttopf ließ es ruhig enden  
Und hub dann seine Antwort an:  
„Warum sprichst du auf diese Art mit mir?  
Weit besser wär's, du hätt'st geschwiegen.  
Wenn ich das Denkmal von den großen Siegen  
Und deine Faszes, Pfeile, Fahnen hier  
Betrachte — was kann dir's wohl schaden?  
Doch wenn ich höre, daß du dich  
So eitel rühmst mit jenen Taten,  
Dann wahrlich ist mir's lächerlich.  
Du prahlst mit deinen Ehrenzeichen  
Und nennst dich des Triumphes Kind.  
Und deine Faszes? — Hal was zeigen

*Sie denn wohl an? Beglückte Länder sind  
 Durch des Erobrers Hand verwüstet worden.  
 Man hat geplündert und verheert  
 Und konnte kalt Geschlechter morden.  
 Ein schöner Gegenstand, des Künstlers Meißel wert,  
 Die Schauder der Natur zu bilden! —  
 Ich aber bin ein nützliches Gerät  
 Der Nacht, dem von den unenthüllten  
 Geheimnissen der Liebe nichts entgeht.  
 Wenn eine Frau dem süßen Spiele  
 Sich ohne Murren überläßt;  
 Wenn aus des Mädchens Brust, beim wonnigen Gefühle,  
 Sich lüstern mancher Seufzer preßt,  
 Wenn grenzenlos entzückt das frohe Fest  
 Von neuem sie beginnt — bin ich ein Augenzeuge,  
 Ein Zeuge, wie das Unheil, das der Krieg  
 Stets mit sich führt, in Amors Reiche  
 Ersetzt wird. — Und nun vergleiche dich  
 Mit mir, dein Schicksal mit dem meinen;  
 Zu meiner Ehre wirst du dann gestehn —  
 Die deine wird drum nie geringer scheinen —  
 Daß es weit besser ist, mit anzusehn,  
 Wenn Amor baut, als wenn in seiner Wut  
 Mars niederreißt.“ — Der Schluß ist für die Menschheit gut:  
 Das Siegeszeichen ist Schimäre,  
 Erfunden von der falschen Ehre,  
 Der Nachttopf aber ist ein wahres Gut.*

## 6. Die Reinigungsmethoden

Es ist ein notwendiges Übel, daß jede Entleerung des Menschen auch eine Reinigung erfordert. Man hat sich nicht immer der gleichen Mittel hierzu bedient. Die Griechen verwendeten hierzu Steine, wie aus den Komödien des Aristophanes ersichtlich ist. Daß damit die Reinigung nur unvollkommen vonstatten ging, liegt auf der Hand, und aus diesem Grunde ist es auch verständ-

lich, daß bei Homer Nausikaa genötigt war, die Kleider ihrer Brüder gründlich zu waschen<sup>78</sup>.

Die Römer bedienten sich zu dem gedachten Zwecke der Finger, später eines Stockes, an dem schließlich ein Schwamm befestigt wurde. In jedem öffentlichen Klosett befand sich ein mit Salzwasser gefüllter Eimer und einen derartigen Stock, wie aus Martial<sup>79</sup> ersichtlich ist, wo er sagt:

*Aber das Mahl ist fein: ich gesteh's, das feinste, doch nichts  
sein  
Wird es morgen bereits, ja auch heute noch, ja jetzt,  
Was der leidige Schwamm des gewünschten Stabes gestehn  
wird.*

Das ist die Ursache, warum das Wort *spongia* (Schwamm) in Latein nur mit „Reverenz zu melden!“ gesagt wird. Ein Sklave, der den wilden Tieren vorgeworfen werden sollte, wußte kein anderes Mittel, sich dem zu entziehen, als daß er diesen Stock sich in die Kehle stieß und daran erstickte<sup>80</sup>.

Das in den öffentlichen Latrinen zur Verfügung stehende Salzwasser konnte natürlich auf die Dauer den an Luxus und Wohlleben gewöhnten Römern nicht genügen. Das Wasser wurde mit wohlriechenden Substanzen duftend gemacht, und die Vornehmen parfümierten sich dazu noch am ganzen Leibe<sup>81</sup>.

Ob die Römer auch bereits Papier verwendeten, ist nicht ganz sicher. Catull spricht allerdings von „*cacata charta*“. Ob er aber damit ein Werk bezeichnen will, das nur gut ist, bei der Entleerung gelesen zu werden, oder ob die Schrift Reinigungszwecken zu dienen be-

---

<sup>78</sup> Vgl. Homer, *Odyssee*, cant. VI.

<sup>79</sup> Ep. XII, 48.

<sup>80</sup> *Nouveau Merdiana*, S. 31.

<sup>81</sup> Montaigne, a. a. O., II, 65 r.

stimmt sein soll, geht nicht ganz klar aus der Stelle hervor.

Im Mittelalter bediente man sich zum gleichen Zwecke, wie einst in Rom, der Wolle, weicher Stoffe. Das Bauernvolk nahm Stroh, Gras und Laub. In der Lebensbeschreibung des Abbés Leon von Nonantula werden solche „anitergia“ erwähnt<sup>82</sup>. Rabelais spricht weiter in seinem „Gargantua“ (I, 13) von den „Torche-culs“. Die Bedeutung dieser Bezeichnung ist klar. Die feinen Reinigungsmittel, die bei der vornehmen Welt Frankreichs gebräuchlich waren, führt ein Rondeau des Eustory de Beaulieu auf:

*Du velours vault mieulx que satin,  
Pour torcher son cul au matin  
Ou au soir quand on va coucher,  
Mais c'est tout vng, mais qu'il soit fin.*

*Taffetas simple, en armoysin,  
Damas, camelot, chanure ou lin,  
N'approche (pour vng cul moucher)  
Du velours.*

*S'vng homme chie par chemin  
Et n'a papier ne parchemin,  
N'estoupe ou drap pour se torcher,  
Il se pourroit bien empecher  
S'il n'a au moins a toutefin  
Du velours.*

Hier wird also bereits Papier erwähnt, das bald alle anders gearteten Säuberungsmittel verdrängen sollte.

Bei der Mohammedanern in der Türkei hat das Papier als Reinigungsmittel auch heute noch nicht Anklang gefunden. Man verwendet wie zu früheren Zeiten Wasser, ist solches nicht vorhanden, so genügt ein glatter Stein. Zur Bewerkstelligung dieser Verrichtung wird die linke

---

<sup>82</sup> *Nouveau Merdiana*, S. 32, Anm. b.

Hand verwendet, die deshalb als unrein gilt. Feldhaus (S. 282) erzählt, daß einem Apotheker, der den Orientfeldzug mitmachte, seine kleinen Flaschen in rätselhafter Weise abhanden kamen, sobald man mit der türkischen Begleitmannschaft des Lazarettes in die Wüste kam. „Eines Tages klärte sich das Rätsel: Die Flaschen wurden von den Türken in Ermangelung von Steinen zum Abputzen verwendet.“ Auch bei den Arabern gilt die linke Hand aus dem gleichen Grunde für unrein<sup>83</sup>. Einen plausiblen Grund, warum die Mohammedaner kein Papier verwenden, gibt *Béroalde de Verville*, wie bereits früher angegeben, und weiterhin *Kindleben*<sup>84</sup>: „Überdies halten sie dafür, daß das Papier nicht so bequem dazu ist, diesen Theil des menschlichen Leibes, den die natürliche Nothdurft beständig schmutzig macht, so zu reinigen, daß gar keine Unsauberkeit übrig bleibt, und daß ihre Gebete nicht erhört werden können, wofern sie nicht ganz rein wären, weil sie vor Gott mit einer völligen Reinigkeit des Leibes und der Seele erscheinen müßten.“

Der gleichen Anschauung huldigen natürlich auch die Perser, soweit sie Mohammeds Glauben angehören. Jeder einigermaßen Vornehme hat seine Kupferkanne immer bei der Hand, und läßt sie sich gegebenenfalls durch seinen Diener nachtragen<sup>85</sup>. Da die Mitführung solcher Kannen aber nicht immer angängig ist, schreibt das mohammedanische Ritual vor, die Entleerung möglichst am Ufer eines fließenden Baches oder im Wasser selbst zu vollbringen. In früherer Zeit war das anders. Zo-roaster befahl, daß das Wasser überall in seiner Rein-

---

<sup>83</sup> Lane, *Die Sitten der Ägypter*, I, 153; II, 11; *Anthrop.* VII, 231.

<sup>84</sup> *Galanterien der Türken*, Frankfurt und Leipzig 1783, I, 173.

<sup>85</sup> Dr. I. E. Polack, *Persien*, Leipzig 1865, Bd. I.

heit bewahrt werden solle. Diese Anschauung vertraten übrigens auch die Griechen, denen es verboten war, die Fontänen oder Flüsse zu verunreinigen<sup>86</sup>.

Eigentümlicher Reinigungsmittel bedienten sich die Russen im 17. und 18. Jahrhundert. Man gebrauchte dazu „wohlpolierte kleine Schauflein von Tannenholz“.

Die deutschen Bauern bedienen sich noch heute, wenn nichts anderes zur Hand ist, der von der Natur zur Verfügung gestellten Mittel, wie Gras, Stroh usw. Papier zur Reinigung ist seit langem gebräuchlich. Das eigens dazu hergestellte Klosettpapier kam 1880 auf und soll amerikanischen Ursprungs sein. Bis 1900 galt die Verwendung solchen Papiers als Luxus. Erst in den letzten zehn Jahren hat es sich eingebürgert. Rollenpapier wurde in Deutschland zuerst von der im Jahre 1896 in Berlin gegründeten „British-Paper-Company Alcock & Co.“ fabriziert<sup>86 a</sup>.

Um nun auch dem Humor zu seinem Recht zu verhelfen, sei schließlich das „Lied von der Reinlichkeit“ angeführt, das man noch heute nach der Melodie „Studio auf einer Reis“ bei Studentenkneipen singt<sup>87</sup>.

*Um die Reinlichkeit zu fördern,  
Ist vor allem zu erörtern,  
Wie, womit, wozu und wann  
Man sich reinlich putzen kann.*

*Schon in seinen Kinderjahren  
Hat ein jeder wohl erfahren,  
Daß man von dem Stuhlgang her  
Nicht so reinlich wie vorher.*

*Eh' wir uns vom Sitz erheben,  
Bleibt doch meistens etwas kleben,*

---

<sup>86</sup> Hesiod, Erga kai Hemera, Vers 756.

<sup>86 a</sup> Feldhaus, a. a. O., S. 283.

<sup>87</sup> Anthr. IX, S. 502.

*Dieses schleunigst zu entfernen  
Soll der Mensch von Jugend lernen.*

*Bauern nehmen sich hierbei  
Meistens einen Büschel Heu,  
Hat man das nicht in der Näh',  
Nimmt man Stroh, doch tut das weh.*

*Jeder aber soll sich schämen,  
Seinen Finger nur zu nehmen.  
Sitzet man in Rohr und Schilf,  
Nimmt man dieses rasch zu Hilf'.*

*Geht man einsam über Land,  
Nimmt man wohl auch Gras zur Hand,  
Doch wenn Nesseln sind dazwischen,  
Darf man sich damit nicht wischen.*

*Denn bevor man umgeschaut,  
Brennt es heftig auf der Haut,  
Kleine Bläschen, weiße, gelbe,  
In dem Loch und um dasselbe.*

*Der Gebrauch von Tannennadeln  
Wäre gleichfalls sehr zu tadeln,  
Da sie schmerzlich uns berühren  
Und doch nicht zum Ziele führen.*

*Handwerksburschen in der Fremd'  
Tun dies meist mit ihrem Hemd.  
Mit den Zeiten, mit den Ländern  
Tun sich die Methoden ändern.*

*Wie zum Beispiel die Azteken  
Rieben sich mit einem Stecken,  
Währenddem die Kannibalen  
Sich mit diesem Stoff bemalen.*

*Doch, gottlob, bei uns zu Land  
Hat man meist Papier zur Hand,  
Doch darf dieses nicht zu klein,  
Es muß fest und haltbar sein.*

*Ist es nämlich dünn und feucht,  
Bricht es durch nur gar zu leicht,*

*Und du fährst mit deinem Finger  
Frisch hinein in deinen Dünger.*

*Fahr nicht immer drüber weg,  
Denn sonst geht nicht fort der Dreck;  
Wischest du nach aufwärts nur,  
Zeigt sich links und rechts die Spur.*

*Und vom bloßen Abwärtsfahren  
Bildet sich ein Spieß von Haaren,  
Durcheinander, auf und ab,  
Dies allein hilft gründlich ab.*

*Wenn du 's Putzen unterläßt,  
Hängen sich die Klumpen fest,  
Die sich dann als lästig zeigen  
Und sogar den Wolf erzeugen.*

*Ja sogar mit heißer Brüh'  
Bringt man sie nur fort mit Müh',  
Darum spart euch diese Schmerzen,  
Und ich ruf' euch zu von Herzen:*

*Männer, Greise, Weiber, Kinder,  
Haltet reinlich eure Hinter.*

## Schluß

Wir glauben, eine recht erfreuliche Lektüre geboten zu haben. Sie war nicht immer duftend; aber liegt das an der Materie oder an unserer verbildeten Geruchsfunktion? Wenn soviel erreicht ist, daß manchem an „seiner Gottähnlichkeit bange wird“, daß er sich als das betrachtet, was er in Wirklichkeit ist, nämlich ein Häuflein Dreck, so hat das Büchlein seinen Zweck erfüllt.



Aus: „Tausend Bauernwitze. Kluge Derbheiten aus Bauernmund“.  
Zeichnungen von Walter Trier. München 1914

